

Niccolo Machiavelli

Mensch und Staat

Wegen der neidischen Natur des Menschen war es immer ebenso gefährlich, neue Regeln und Einrichtungen zu erdenken, wie unbekannte Meere und Inseln zu entdecken, weil man viel geneigter ist, die Handlungen anderer zu tadeln als zu loben. Dennoch habe ich mich, von dem mir angeborenen Triebe gespornt, immer das Gemeinnützte ohne alle Rücksicht zu tun, entschlossen, einen Weg einzuschlagen, der, noch von niemand betreten, mir zwar Mühe und Arbeit verursachen wird, aber auch Belohnung eintragen kann, wenn man meine Bestrebungen mit Nachsicht betrachtet.

Der Mensch

Es ist für den Beobachter erheiternd, wie blind die Menschen für ihre eigenen Vergehen sind und wie heftig sie die Laster verfolgen, die sie selbst nicht haben.

Die Trägheit des Menschen

Die Menschen beklagen sich nie, wenn sie tun müssen, was sie gewohnt sind; so schnell man das Neue ergreift, so schnell läßt man wieder davon ab. Deshalb ist es immer leichter, eine Macht zu erhalten, die durch die Länge der Zeit die Eifersucht gelöscht hat, als eine neue Macht zu errichten, die aus vielen Gründen leicht gestürzt werden kann.

Die meisten Menschen sind eher imstande, gute Einrichtungen aufrecht zu erhalten als solche aus eigenem zu treffen.

Die Menschen sind viel lässiger, etwas zu ergreifen, was sie haben können, als zu wünschen, was sie nicht zu erlangen vermögen.

Anfangs begnügen sich die Menschen damit, sich zu verteidigen und von anderen nicht beherrscht zu werden. Später gehen sie zum Angriff über und wollen selber Herren über andere sein.

Niemals kann die Lage der Dinge einem Unternehmen durchweg förderlich sein. Wer so lange warten will, bis alles günstig liegt, traut sich entweder überhaupt nicht, etwas zu unternehmen, oder der Versuch schlägt, wenn er ihn doch wagt, meistens zu seinem Schaden aus.

Menschliche Gebrechlichkeit

Der Verstand des Menschen ist von dreierlei Art. Entweder begreift er die Sache mit eigenem Scharfsinn oder erst, wenn sie ihm von anderen erklärt worden ist, oder drittens: er begreift weder von selbst, noch was ein anderer ihm darlegt.

Was gibt es hier anderes als Narren? Wenige kennen die Welt und wissen, daß der nie zu etwas kommt, der die Meinung anderer befolgen will; denn wo findet man zwei Menschen gleichen Sinnes?

Zehn Unternehmungen mögen dem Menschen rühmlich gelingen. Mißlingt jedoch dann nur eine einzige, und zwar eine wichtige, so hat dieser Fehlschlag Kraft genug, sämtliche Erfolge zu vernichten.

Oft sieht man, daß Bescheidenheit nicht nur keinen Nutzen bringt, sondern daß sie schadet, besonders wenn du sie gegen übermütige Menschen zeigst, die dich aus Eifersucht oder einem anderen Grunde hassen.

Zwischen dem Menschen, wie er wirklich ist, und dem Menschen, wie er leben sollte, besteht ein so grundlegender Unterschied, daß jeder, der nur darauf achten würde, was geschehen soll, und nicht vielmehr auf das, was geschieht, eher seinen Untergang als seine Erhaltung bewirken müßte. Ein Mensch, der rein moralisch handeln will unter den vielen, die es nicht tun, muß daher notwendig zugrunde gehen.

Ehrgeiz und Selbstsucht

Es ist ein Ausspruch der alten Schriftsteller, daß sich die Menschen im Unglück ohne Maß betrübten und im Glück ihres Zustandes überdrüssig würden und daß beides dieselbe Wirkung hervorbringe. Jedesmal nämlich, wenn die Menschen dessen überhoben sind, aus Not zu kämpfen, so kämpfen sie aus Ehrgeiz,

der in der menschlichen Brust so mächtig wirkt, daß er sie nie verläßt, wie hoch sie auch steigen mögen. Die Ursache dieser Erscheinung ist die, daß die Natur die Menschen so geschaffen hat, daß sie alles begehren können, aber alles zu erlangen nicht imstande sind. Da nun immer das Verlangen, zu erwerben, größer ist als die Macht dazu, so entsteht daraus die Unzufriedenheit mit dem, was man besitzt. Die Folge hiervon ist der Wechsel der menschlichen Schicksale, denn da ein Teil der Menschen mehr zu haben begehrt, der andere das Erworbene zu verlieren fürchtet, so kommt es zur Feindschaft und zum Kriege, aus dem der Verfall des einen und der Aufstieg des anderen Landes hervorgeht.

Die Herrschsucht ist eine so heftige Leidenschaft, daß sie nicht allein in die Brust derer eindringt, denen die Macht gebührt, sondern auch derer, denen sie nicht gebührt.

Viele, denen es nicht gelingen wollte, durch lobenswerte Taten Ruhm zu erwerben, suchten ihn durch schändliche Handlungen zu erlangen.

Kluge Männer lassen sich jegliche Handlung zum Verdienst anrechnen, auch wenn alles, was sie tun, unter dem Zwange der Notwendigkeit geschieht.

Ein Mann kann wohl den Grund zur Sittenverderbnis einer Stadt legen, allein sein Leben reicht nicht hin, das Volk so zu verderben, daß er selbst die Früchte seines Wirkens ernten könnte; wäre dies aber auch mit der Länge der Zeit möglich, so würde es die Handlungsweise des Menschen nicht erlauben, der von Natur ungeduldig ist und die Befriedigung seiner Leidenschaften nicht lange hinausschieben kann. Auch täuscht sich der Mensch in den Dingen, die ihn selbst betreffen, und besonders in dem, was er sehnlich wünscht. So läßt er sich aus Ungeduld und Selbsttäuschung in Unternehmungen gegen die Zeit ein und nimmt ein unglückliches Ende.

Die Menschen handeln oft ... wie manche kleineren Raubvögel, die so sehr von ihrem natürlichen Triebe nach einer Beute beherrscht werden, daß sie den größeren Raubvogel nicht gewahren, der über ihnen schwebt, um sie zu erwürgen.

Die Menge ist rascher dabei, zu nehmen, was einem anderen gehört, als auf das Ihrige achtzugeben, und die Menschen werden heftiger von der Hoffnung auf Gewinn als durch die Furcht vor Verlust getrieben, da sie an diesen erst glauben, wenn er ihnen vor Augen steht, während sie mit jenem bestimmt rechnen, wenn er auch in weitester Ferne liegt.

Die Menschen sind von Natur aus geneigter, Unbill zu rächen, als für Wohltaten dankbar zu sein. Sie meinen, dieses bringe Schaden, jenes hingegen Nutzen und Vergnügen.

Stimme des Aufruhrs

Es schmerzt mich, viele unter euch zu wissen, die das Geschehene aus Gewissenhaftigkeit bereuen und sich neuer Taten enthalten wollen. Wollt ihr das wirklich, so seid ihr nicht die Männer, für die ich euch hielt. Weder Gewissen noch Schande darf euch abschrecken. Wer, wie wir, Hunger und Kerker zu fürchten hat, kann und darf der Furcht vor der Hölle keinen Raum geben. Betrachtet die Handlungsweise der Menschen. Ihr werdet sehen, daß alle, die zu großem Reichtum und großer Macht gelangten, durch Gewalt oder Trug dazu gelangt sind. Was sie aber durch Hinterlist oder Gewalt an sich gerissen haben, beschönigen sie mit falschen Bezeichnungen wie Eroberung und Gewinn, um die Verworfenheit des Erwerbs zu verbergen. Wer aus Trägheit oder Dummheit diese Mittel meidet, schleppt sich in ewiger Knechtschaft und Armut dahin. Treue Knechte bleiben immer Knechte und ehrliche Leute immer arm. Nur die Verräter und Kühnen brechen die Ketten, nur Räuber und Betrüger machen sich von der Armut los. Gott und die Natur haben alle Glücksgüter mitten unter die Menschen geworfen, mehr dem Raub als dem Fleiß, mehr der Schlechtigkeit als der Redlichkeit

werden sie zuteil. Daher kommt es, daß die Menschen einander aufzehren und daß der Schwache immer unrecht hat.

Der verderbte Mensch

Alle, die über die bürgerliche Gesellschaft geschrieben haben, stimmen darin überein, und die Geschichte belegt es durch eine Menge Beispiele, daß, wer einem Staate Verfassung und Gesetze gibt, alle Menschen als böse voraussetzen muß und daß sie so oft die Verworfenheit ihrer Gesinnung zeigen werden, als sich ihnen Gelegenheit dazu bietet. Wenn irgendeine Bosheit eine Zeit lang verborgen bleibt, so rührt dies von einer verborgenen Ursache her, die man nicht eher kennen lernt, als bis die Bosheit zum Ausdruck gekommen ist: dann entdeckt sie uns die Zeit, die man die Mutter der Wahrheit nennt.

In allen menschlichen Angelegenheiten läßt sich kein Übelstand beseitigen, ohne daß ein anderer daraus entstünde ... Wir müssen also bei jeder Entscheidung erwägen, auf welcher Seite die wenigsten Übelstände sind, und einen danach gefaßten Entschluß für den besten halten, eben weil nichts auf der Welt ohne Schattenseite ist.

Beharrlichkeit und Wankelmut

Große Menschen bleiben in jeder Lebenslage sich selbst gleich. Sie ändern sich nicht, mag das Schicksal sie erheben oder niederwerfen, sondern behalten ihren festen Sinn, der so eng verbunden ist mit ihrer Art, zu leben, daß jedermann leicht erkennt: das Schicksal hat keine Macht über sie. Anders betragen sich schwache Menschen, die, aufgebläht und berauscht vom Glück, alles Gute, dessen sie sich erfreuen dürfen, Fähigkeiten zuschreiben, die sie niemals besaßen. So werden sie ihrer ganzen Umgebung unerträglich und verhaßt, wodurch eine plötzliche Änderung ihres Loses entsteht. Sobald sie dieser ins Antlitz

schauen, fallen sie augenblicks in den anderen Fehler und werden feige und erbärmlich.

Lehrmeisterin Geschichte

Nicht unüberlegt und ohne Grund pflegen kluge Männer zu sagen, daß, um vorauszusehen, was geschehen werde, man betrachten müsse, was geschehen sei. Denn alle Begebenheiten sind jederzeit nur Seitenstücke zu irgendeinem Ereignis der Vergangenheit. Dies kommt daher, daß die handelnden Personen auf der großen Bühne der Welt, die Menschen, stets dieselben Leidenschaften haben und dieselbe Ursache stets dieselbe Wirkung hervorbringen muß. Freilich sind die Handlungen der Menschen bald in dem einen, bald in dem anderen Lande kräftiger und tugendhafter, je nach der Form der Erziehung, die den Völkern ihre Eigentümlichkeit gibt. Das Erkennen der Zukunft aus der Vergangenheit wird auch dadurch erleichtert, daß eine Nation lange Zeit dieselben Sitten behält, indem sie entweder anhaltend habsüchtig oder anhaltend hinterlistig ist oder irgendein anderes ähnliches Laster oder eine Tugend hat.

Die Menschen loben immer die alten Zeiten ... und klagen die Gegenwart an. Sie sind so sehr für die Vergangenheit eingenommen, daß sie nicht allein die Zustände preisen, die sie durch Überlieferungen der Schriftsteller kennen, sondern auch die, die sie, alt geworden, in ihren Jugendjahren gesehen zu haben sich erinnern. Wenn diese Meinung irrig ist – und sie ist es öfters –, so scheint mir die Erklärung für die Entstehung eines solchen Irrtums in Folgendem zu liegen:

Erstens erfährt man über die Begebenheiten der Vergangenheit wohl selten die volle Wahrheit; es wird größtenteils verheimlicht, was diesen Zeiten Schande bringen könnte, dagegen in prächtiger Fülle dargestellt, was ihren Ruhm zu erhöhen vermag.

Zweitens stehen die meisten Schriftsteller so sehr im Banne des Siegers, daß sie, um seine Siege als ruhmvoll hinzustellen, nicht nur seine tapferen Taten vergrößern, sondern auch die Handlungen der

Feinde hoch preisen, so daß spätere Geschlechter, sowohl des siegreichen wie des besiegten Volkes, jene Menschen und jene Zeiten anzustauen und aufs höchste zu loben und zu lieben sich verpflichtet fühlen.

Ferner, da der Haß aus Furcht oder aus Neid entsteht, verschwinden bei früheren Ereignissen zwei der mächtigsten Ursachen des Hasses, denn in der Gegenwart können sie weder Furcht noch Neid erregen.

Anders verhält es sich dagegen mit Vorgängen, an denen wir selbst tätigen Anteil nehmen oder die wir als Zuschauer mit erleben. Da wir sie genau kennen und an ihnen neben dem Guten vieles andere sehen, was uns mißfällt, halten wir uns für berechtigt, sie denen aus der Vergangenheit weit unterzuordnen, wenn auch die Gegenwart in Wahrheit mehr Lob und Ruhm verdienen sollte.

Der Staat

Nicht das Wohl des einzelnen,
sondern das Wohl der Gesamtheit
macht die Staaten groß.

Die Arten der Verfassung

Einige Schriftsteller glauben, es gebe sechserlei Gattungen von Regierungsformen, von denen drei sehr schlimm, die drei anderen an und für sich gut seien, aber doch so leicht in Verfall gerieten, daß auch sie verderblich würden ... Denn die Monarchie arte leicht in Tyrannei aus, die Aristokratie werde zur Herrschaft weniger, und die Demokratie verwandle sich leicht in Anarchie ... Deshalb vermieden die weisen Gesetzgeber, diese Mängel erkennend, jede der drei an und für sich guten Regierungsformen und erwählten eine aus allen dreien zusammengesetzte. Diese hielten sie dann für die festeste und dauerhafteste, da Monarchie, Aristokratie und Demokratie, in einem und demselben Staate vereinigt, sich gegenseitig bewachten.

Es läßt sich kein dauerhafter Staat errichten, wenn er nicht ein wahres Fürstentum oder eine wahre Republik ist. Alle Regierungsformen, die zwischen diesen beiden liegen, sind mangelhaft. Die Ursache ist sehr klar. Das Fürstentum hat nur einen Weg zu seiner Auflösung, nämlich den, daß es zur Republik hinabsteigt; und ebenso hat die Republik nur einen Weg, sich aufzulösen: sie kann nur zur Monarchie hinaufsteigen. Die Staaten in der Mitte haben zwei Wege, da sie zum Fürstentum hinauf- und zur Republik hinabsteigen können; und hierin besteht ihre Unbeständigkeit.

Gesetzmäßiger Wandel der Geschichte

Die Staaten pflegen bei ihren Veränderungen von der Ordnung zur Unordnung zu kommen und dann von neuem, von der Unordnung

zur Ordnung überzugehen. Es ist von der Natur den menschlichen Dingen nicht gestattet, stillzustehen. Wenn sie daher ihre höchste Vollkommenheit erreicht haben und nicht mehr steigen können, müssen sie sinken. Ebenso, wenn sie durch die Unordnung zur tiefsten Niedrigkeit herabgekommen sind, also nicht mehr sinken können, müssen sie notwendig steigen. So sinkt man stets vom Guten zum Schlechten und steigt vom Schlechten zum Guten auf. Denn die Tapferkeit gebiert Ruhe, die Ruhe Müßiggang, der Müßiggang Unordnung, die Unordnung Verfall. Ebenso entsteht aus dem Verfall Ordnung, aus der Ordnung Tapferkeit, hieraus Ruhm und Glück.

Es haben daher die Klugen beachtet, daß die Wissenschaften nach den Waffen kommen und daß in den Staaten die Feldherren vor den Philosophen entstehen. Wenn gute Waffen Siege erkämpft und die Siege Ruhe herbeigeführt haben, so kann die Kraft kriegerischer Gemüter durch keinen ehrbareren Müßiggang verdorben werden als den der Wissenschaften, und der Müßiggang kann mit keiner größeren, gefährlicheren Täuschung als dieser in die wohleingerichteten Republiken eindringen.

Die Dauer der Staaten

Mit dem Sinken und Steigen hat es folgende Bewandnis: Die Welt war stets dieselbe. Es gab in ihr immer so viel Gutes wie Böses, allein dieses Gute und dieses Böse wechselte von Land zu Land. So wissen wir, daß die alten Weltreiche durch den Wechsel der Sitten von einem Land aufs andere übergingen.

Staaten, deren Gedeihen allein von den ausgezeichneten Eigenschaften eines Mannes abhängt, sind von kurzer Dauer. Denn jene ausgezeichneten Eigenschaften fehlen, sowie dieser Mensch stirbt ... Nicht das ist daher das Heil einer Republik oder einer Monarchie, einen Fürsten zu haben, der sie weise regiert, solange er lebt, sondern daß ein Fürst ihr solche Einrichtungen gibt, daß sie sich auch nach seinem Tode noch erhält.

Es gilt immer zu sorgen, daß die Verfassung des Staates von selbst fest steht. Und sie wird immer fest stehen, wenn jedermann sie aufrecht hält, wenn jeder weiß, was er zu tun hat und auf wen er zu vertrauen hat, und wenn keine Klasse der Bürger aus Furcht für ihre Sicherheit oder aus Ehrgeiz eine Umwälzung zu wünschen hat.

Innenpolitische Spannungen

Kein Studium kann den Bürgern, die Republiken lenken, förderlicher sein als das der Ursachen von Haß und Zwietracht, damit sie, durch fremde Gefahr belehrt, die Notwendigkeit erkennen, auf Einigkeit untereinander zu halten.

Die Ursache der Zwietracht in Republiken ist größtenteils Muße und Friede, die Ursache der Einigkeit Furcht und Krieg.

Die Furcht vor einem Machthaber läßt einen Schwachen groß werden, der Großgewordene wird gefürchtet, und den Gefürchteten versucht man wieder zu stürzen.

Niemand beginne eine Umwälzung in einem Staat in dem Glauben, sie dann nach Belieben anhalten oder nach Wunsch lenken zu können.

Den Völkern schadet viel mehr die Habsucht der eigenen Bürger als die Raubgier der Feinde. Dieser läßt sich bisweilen ein Ziel setzen, jener aber nie.

Das Volk strebt danach, von den Großen nicht beherrscht und unterdrückt zu werden, die Großen danach, das Volk zu beherrschen und zu unterdrücken. Diese entgegengesetzten Tendenzen bringen eine der drei Wirkungen hervor: Monarchie, Freiheit oder Anarchie.

Die heftige natürliche Feindschaft zwischen Volk und Adel, deren Grund darin liegt, daß dieser befehlen, jenes nicht gehorchen will, ist Ursache aller Übel, die in den Freistaaten entstehen. Aus diesen widerstrebenden Leidenschaften zieht alles andere, was die Republiken erschüttert, seine Nahrung.

Wenn man die Kämpfe zwischen den Edlen und dem Volke verdammt, so tadelt man, meiner Meinung nach, die erste Ursache der Erhaltung römischer Freiheit. Man beachtet dann mehr das Gelärm und Geschrei bei solchen Kämpfen als ihre guten Wirkungen und bedenkt nicht, daß in jeder Republik das Denken und Streben der Großen und des Volkes verschieden ist und daß aus ihrer Zwietracht alle Gesetze zugunsten der Freiheit hervorgehen.

Staatskunst

Regieren bedeutet nichts anderes, als die Untertanen so halten, daß sie dich nicht verletzen können oder wollen. Diesen Zweck erreichst du entweder dadurch, daß du dich ihrer vollkommen versicherst, indem du ihnen jede Möglichkeit, dir zu schaden, entziehst, oder dadurch, daß du ihnen so viel Gutes erweist, daß sie keinen Grund haben, eine Änderung ihres Zustandes zu wünschen ... Wenn man über das Schicksal mächtiger Staaten zu entscheiden hat, die an Freiheit gewöhnt sind, muß man sie entweder vertilgen oder ihnen schmeicheln, sonst ist jeder Urteilsspruch eitel. Man muß durchaus den Mittelweg vermeiden, weil er verderblich ist.

Kein Fürst beklage sich über die Verfehlungen seiner Untertanen; denn diese Sünden entstehen notwendig aus seiner Nachlässigkeit oder weil ähnliche Laster ihn beflecken.

Wahres Verdienst sucht man nur in schwierigen Zeiten auf; in gewöhnlichen Zeiten hingegen werden nicht die verdienstvollen Männer begünstigt, sondern die, die sich auf Reichtum und Familienverbindungen stützen können.

Es ist eine allgemeine und untrügliche Regel: ein Fürst, der nicht Verstand genug hat, kann nicht gut beraten werden, es sei denn, daß er sich einem sehr klugen Manne anvertraute. Von diesem könnte er allerdings gut geleitet werden; aber es würde nicht lange dauern, denn ein solcher Minister würde ihn bald um seinen Staat bringen.

Staatskunst und Geschichte

Als einst in Rom eine verheerende Pest wütete, schien den Völkern und Äquern die Zeit gekommen, Rom zu demütigen. Beide Völker brachten ein großes Heer zusammen, griffen die Latiner und Herniker an und verwüsteten ihr Land, so daß diese genötigt waren, die Sache nach Rom zu melden und um Schutz zu bitten. Die durch die Krankheit schwer bedrängten Römer antworteten, sie sollten sich entschließen, sich selbst und mit ihren eigenen Waffen zu verteidigen; denn sie, die Römer, könnten es nicht. Man erkennt hieraus die Großherzigkeit und Weisheit des Senates. Immer wollte er, in jedem Glück oder Unglück, Herr der Beschlüsse seiner Untertanen bleiben; und er schämte sich niemals, etwas seinem gewöhnlichen Verhalten oder früher gefaßten Beschlüssen Widersprechendes zu beschließen, wenn es ihm die Notwendigkeit gebot. Ich sage dies, weil der Senat ein ander Mal den genannten Völkern verboten hatte, die Waffen zu ergreifen, so daß sich ein weniger weiser Senat etwas zu vergeben geglaubt hätte, wenn er ihnen nun die Erlaubnis zur eigenen Verteidigung gab. Allein er beurteilte die Dinge immer, wie man sie beurteilen muß, und ergriff die am wenigsten nachteilige Maßregel als die beste ... Obwohl man nun glauben sollte, alle Republiken müßten so handeln, so können sich doch schwache und schlecht beratene Staaten nicht dazu entschließen, noch verstehen sie es, in einem solchen Falle aus der Not eine Tugend zu machen ... Sie ergreifen nie eine vorteilhafte Maßregel, wenn nicht gezwungen, weil sie ihre Schwäche nie zur Entscheidung kommen läßt, wenn noch irgendein Zweifel übrig ist. Und wird dieser Zweifel nicht durch eine höhere Gewalt gelöst, so schwanken sie ewig hin und her.

Wenn man die alten und neuen Begebenheiten betrachtet, erkennt man leicht, daß alle Städte und alle Völker von jeher dieselben Wünsche und Launen hatten. Untersucht man daher sorgfältig die Vergangenheit, so ist es ein leichtes, die zukünftigen Ereignisse vorherzusehen und dieselben Hilfsmittel anzuwenden, die von den Alten angewendet worden sind, oder, wenn sich nicht gerade solche finden, neue, der Ähnlichkeit der Vorfälle angemessene zu ersinnen. Da aber solche Betrachtungen vernachlässigt oder von denen, die sie lesen, nicht verstanden werden oder, wenn verstanden, doch denen, die regieren, unbekannt sind, so ist die Folge davon, daß jederzeit dieselben Störungen stattfinden.

Politische Tugend und politische Notwendigkeit

Republiken und Herrscher müssen sich den Anschein geben, als täten sie aus Großmut, wozu sie die Notwendigkeit zwingt.

Die Tugend des Herrschers

Jedermann wird zustimmen, daß es lobenswert sei, wenn ein Fürst nur gute Eigenschaften besäße. Da nun dies die mangelhafte Beschaffenheit der menschlichen Natur nicht zuläßt, so muß der Fürst klug genug sein, die Schande derjenigen Laster zu vermeiden, die ihm die Krone rauben würden, und sich vor den anderen zu hüten, soweit es ihm möglich ist. Kann er das aber nicht, so darf er sich hierin bei einiger Vorsicht gehen lassen. Er sei auch unbekümmert um die Schande derjenigen Laster, ohne die er seine Herrschaft schwer aufrecht erhalten könnte. Bei genauer Untersuchung erweist sich nämlich, daß manches, was als Tugend erscheint, einen Herrscher stürzen würde und manches andere, was als Laster erscheint, ihn erhebt und sichert.

Ein weiser Gesetzgeber einer Republik, der die Absicht hat, nicht sich, sondern dem Gemeinwohl, nicht seiner eigenen Nachkommenschaft, sondern dem gemeinschaftlichen Vaterlande zu dienen, muß sich bestreben, die Gewalt allein zu haben, und niemals wird der klare Verstand einen Mann wegen einer außerordentlichen Handlung tadeln, die er zur Gründung eines Reiches oder zur Konstituierung einer Republik ausgeführt hat. Wenn ihn die Tat anklagt, so muß ihn der Erfolg entschuldigen; ... denn wer gewalttätig ist, um zu zerstören, nicht wer es ist, um aufzubauen, verdient Tadel.

Ich glaube, es hängt alles davon ab, ob man die Grausamkeit gut oder übel anwendet. Gut angewandt ist die Grausamkeit – wenn es erlaubt ist, von der guten Anwendung eines Lasters zu reden –, die nur ein einziges Mal, und zwar um der eigenen Sicherheit willen, verübt wird und die auch zugleich den Untertanen zum Nutzen gereicht. Übel angewandt dagegen sind Grausamkeiten, die, obgleich anfangs in geringer Zahl, mit der Zeit eher anwachsen als aufhören. Wer auf die erstgenannte Weise handelt, mag durch die Hilfe Gottes und der Menschen seinen Thron erhalten. Mit der zweiten kann man sich nicht behaupten.

Es ist hierbei zu bemerken, daß beim Ergreifen einer Regierung der Herrscher alle Grausamkeiten erwägen muß, die er zu verüben genötigt ist. Diese muß er dann auf einmal begehen, damit er sie nicht täglich erneuern muß, sondern die Menschen beruhigen und durch Wohltaten gewinnen kann. Wer anders handelt, sei es aus Furchtsamkeit oder falscher Ansicht, ist immer genötigt, das Messer in der Hand zu halten, und kann sich nie auf die Untertanen verlassen, da sie wegen der immerwährenden, stets neuen Unbilden kein Zutrauen zu ihm fassen können. Deshalb müssen die grausamen Handlungen alle zugleich vollzogen werden, damit sie, weniger ausgekostet, weniger verletzen. Die Wohltaten dagegen müssen nach und nach erwiesen werden, damit man sie desto besser würdige.

Die Handlungen aller Menschen, besonders aber der Fürsten, die keinen Richter über sich haben, werden nach dem Erfolge beurteilt. Deshalb soll der Fürst um nichts anderes besorgt sein als darum, sich und seine Herrschaft zu behaupten; die Mittel, die er hierzu erfolgreich anwendet, werden von jedermann für ehrenvoll gehalten und gelobt werden. Denn der Pöbel läßt sich immer vom Scheine blenden und urteilt nur nach dem Ausgang der Sache. Auf der Welt aber gibt es fast nichts als Pöbel, und die wenigen Urteilsfähigen gelangen dann erst zur Geltung, wenn die Menge verwirrt und ohne Führung ist.

Wenn es auch manchmal nötig ist, Tatsachen durch Worte zu verschleiern, so muß dies doch in einer Weise geschehen, daß es nicht entdeckt wird; und kommt es dennoch heraus, so muß eine Beschönigung der Beweggründe sofort bei der Hand sein.

Geliebt oder gefürchtet?

Es fragt sich, was besser sei, geliebt oder gefürchtet zu werden. Ich antworte: Beides vereint wäre das Wünschenswerteste; da es aber schwer ist, beides zu vereinigen, und deshalb eine Wahl getroffen werden muß, so ist es viel sicherer, gefürchtet als geliebt zu sein ... Die Menschen scheuen sich weniger, einen geliebten Fürsten zu beleidigen als einen gefürchteten. Denn die Liebe wird durch das Band der Pflicht erhalten, und weil die Menschen schlecht sind, zerreißen sie dieses Band bei jeder Aussicht auf eigenen Vorteil. Die Furcht dagegen wird durch die drohende Strafe erhalten, der die Menschen immer eingedenk sind ... Da die Menschen nach eigenem Gutdünken heben, ihre Furcht aber von dem Willen des Fürsten abhängt, so wird sich dieser, wenn er weise ist, auf das verlassen, worüber er verfügt, und nicht auf das, worüber andere verfügen.

Ein politisches Vorbild

Der Mensch geht gern auf Wegen, die andere bahnten, und seine Handlungen sind Nachahmungen. Selten aber ist es ihm möglich, diese Bahn ganz einzuhalten oder die Größe des Vorbildes zu erreichen. Ein kluger Mann soll daher stets die von großen Männern gebahnten Wege einschlagen und die erhabensten Vorbilder wählen, damit, wenn er ihre Größe auch nicht erreicht, sein Streben doch einen Glanz von ihnen annimmt. Wie ein geschickter Schütze soll er handeln, der bei einem fernen Ziel höher anlegt, nicht damit sein Pfeil zu dieser Höhe getrieben werde, sondern durch den hohen Flug das Ziel desto sicherer treffe.

Wenn ich die Handlungen des Herzogs [Cesare Borgia, Herzog von Valentinois] im ganzen erwäge, so weiß ich ihm nichts

vorzuwerfen. Im Gegenteil: Ich stelle ihn allen denen als Vorbild hin, die, durch fremde Waffen und Glück begünstigt, zur Macht emporgestiegen sind. Denn mit seinem hohen Sinne und seinen großen Absichten konnte er nicht anders handeln; und seinen Plänen widersetzten sich allein seine Krankheit und das kurze Leben Alexanders. Ein Usurpator, der sich seiner Freunde wie der Feinde versichern, durch List und Gewalt siegen, die Liebe und Furcht des Volkes, den Gehorsam und die Ehrfurcht der Soldaten erlangen will, der die, die ihm schaden wollen, vernichten, die alte Verfassung durch eine neue ersetzen, würdevoll und streng, dabei großmütig und freigebig sein, ein unzuverlässiges Heer abschaffen und ein ergebenes errichten und sich die Freundschaft anderer Regenten erhalten will, so daß sie sich ihm gern gefällig zeigen und ihn ungern beleidigen – ein solcher Mann findet kein besseres Vorbild als den Herzog.

Die Süßigkeit der Freiheit

Daß die Zeit die Sehnsucht nach Freiheit nicht auszulöschen vermag, ist gewiß. Denn häufig ist in einer Stadt von solchen die Freiheit wieder errungen worden, die sie niemals selbst genossen hatten, sondern allein nach dem, was ihnen ihre Väter davon erzählt hatten, liebten und die wieder errungene mit größter Beharrlichkeit und Gefahr behaupteten. Und sollten nie die Väter daran erinnert haben, so erinnern die öffentlichen Paläste, die Säle der Magistrate, jede Spur freier Einrichtungen daran, deren ursprüngliche Bestimmung zu erfahren die Bürger begreiflicherweise höchst begierig sind. Was wollt ihr tun, was die Süßigkeit der Freiheit aufwäge, was den Menschen die Sehnsucht nach dem jetzigen Zustande nähme? Mögt ihr ganz Toskana diesem Reich unterwerfen, mögt ihr täglich triumphierend über unsere Feinde in diese Stadt zurückkehren, so wird doch all dieser Ruhm nicht ihr gehören, sondern euch, und die Bürger werden keine Untertanen erwerben, sondern Mitknechte, durch die sie ihre eigene Knechtschaft erschwert sehen. Und wenn eure Sitten fromm wären, eure Regierung gütig, eure Urteile gerecht, – es würde nicht hinreichen, euch Liebe zu erwerben. Täuschen würdet ihr euch,

wenn ihr es glaubtet; denn wer an Unabhängigkeit gewöhnt ist, den drückt jede Kette, den zwingt jedes Band.

Nichts erschwerte den Römern die Überwindung der Nachbarvölker und zum Teil auch der entfernteren Länder so sehr wie die Liebe zur Freiheit, die diese Völker so hartnäckig verteidigten, daß sie nur durch eine außergewöhnliche Tapferkeit unterjocht werden konnten. Viele Beispiele zeigen uns, welchen Gefahren sie sich aussetzten, um ihre Unabhängigkeit zu erhalten oder wieder zu erringen, welche Rache sie an den Räubern ihrer Freiheit nahmen ... Man erkennt leicht, woraus bei den Völkern die Liebe zur Freiheit entspringt. Die Erfahrung zeigt, daß Staaten niemals an Gebiet und Reichtum gewonnen haben, nachdem sie ihre Freiheit verloren hatten.

Persönliche Moral und politische Notwendigkeit

Jeder begreift, wie lobenswert es für einen Fürsten ist, wenn er sein Wort hält und stets rechtschaffen und ohne Hinterlist handelt. Gleichwohl zeigt die Erfahrung unserer Zeit, daß nur die Fürsten große Taten vollbrachten, die es mit ihrem gegebenen Wort nicht genau nahmen, sondern durch Hinterlist die Menschen zu täuschen wußten. Diese Fürsten haben am Ende die überwunden, die auf die Ehrlichkeit jener vertrauten.

Man muß daher wissen, daß es zwei Arten von Kampf gibt: durch Gesetze und durch Gewalt. Die erste ist dem Menschen eigen, die andere dem Tiere. Da jedoch die erste häufig nicht hinreicht, so muß man zur zweiten seine Zuflucht nehmen. Es ist daher für einen Fürsten notwendig, daß er nicht nur wie ein Mensch, sondern auch wie ein Tier zu kämpfen verstehe ... Wenn der Fürst die Rolle des Tieres gut spielen will, so soll er sich den Fuchs und den Löwen zum Vorbild wählen. Da nun der Löwe den Schlingen nicht entgeht und ein Fuchs sich nicht gegen Wölfe zu wehren vermag, muß man Fuchs sein, um die Schlingen zu erkennen, und Löwe, um die Wölfe abzuschrecken. Wer sich allein auf die Rolle des Löwen beschränkt, versteht seine Sache schlecht.

Ein kluger Herrscher kann also weder noch soll er sein Wort halten, wenn ihm dies Nachteil bringt oder wenn die Gründe nicht mehr bestehen, die ihn zu diesem Versprechen bewogen hatten.

Wären die Menschen alle gut, so würde dieser Grundsatz nicht richtig sein. Da sie aber böse sind und dir das Wort nicht halten würden, so brauchst auch du das deinige nicht zu halten. Niemals aber wird es einem Fürsten an Vorwänden fehlen, den Wortbruch zu beschönigen ... Ein Fürst muß mitleidig, treu, menschlich, gottesfürchtig und rechtschaffen scheinen und es sein, aber in seinem Inneren dennoch stets darauf vorbereitet sein, zum Gegenteil überzugehen, wenn die Notwendigkeit es fordert. Es ist grundsätzlich festzustellen, daß ein Fürst, besonders wenn seine Macht noch jung ist, nicht alles beobachten kann, was ein tugendhafter Mensch tun müßte. Um seine Macht aufrecht zu erhalten, ist er häufig genötigt, der Treue, der Nächstenliebe, der Menschlichkeit und der Ehrfurcht zuwider zu handeln. Seine Gesinnung muß daher bereit sein, sich zu drehen, wie der Wind weht und das unstete Glück befiehlt. Er soll vom Guten nicht ohne Zwang abweichen, aber auch kaltblütig das Böse tun, wenn es die Notwendigkeit gebietet.

Wer sich der Alleinherrschaft bemächtigt und den Brutus nicht tötet, und wer einen Staat frei macht und die Söhne des Brutus nicht hinrichten läßt, erhält sich nur kurze Zeit.

Zwang und Not, nicht geschriebene Verträge und Verpflichtungen, treiben den Herrscher dazu, sein Wort zu halten.

Die grausamen Mittel der Politik widersprechen nicht nur den Lehren des Christentums, auch die Menschheit schaudert davor zurück. Wer ein Mensch ist, soll sie fliehen und lieber im Dunkel des Bürgerstandes leben, als die Krone tragen zum Verderben so vieler ihm gleich geschaffener Wesen. Gleichwohl muß der, der den Weg zum Guten nicht gehen, sich aber auf dem Thron erhalten will, zu diesem Übel schreiten. Allein die Menschen wählen einen gewissen

Mittelweg, das Schädlichste von allem, denn sie verstehen weder ganz gut noch ganz böse zu sein.

Die bildende Macht der Notwendigkeit

Wir haben schon an anderer Stelle gesagt, wie nützlich die Notwendigkeit den menschlichen Handlungen sei, zu welchem Ruhme sie geführt habe und daß man in den Werken einiger Philosophen über den menschlichen Geist die Erklärung finde, der Mensch würde durch seine Hände und durch seine Zunge, diese zwei edelsten Werkzeuge zu seiner Verherrlichung, nichts so Vollkommenes hervorgebracht noch in seinen Werken eine solche Vollkommenheit erreicht haben, wenn er nicht durch die Not angetrieben worden wäre.

Fügungen des Geschicks

Dem Glück fehlt es nie an Mitteln,
den Freunden zu helfen und den
Feinden zu schaden.

Schicksal und Willensfreiheit

Es ist mir nicht unbekannt, daß viele der Ansicht waren und heute noch sind, die Welt werde von Gott und Fortuna so regiert, daß die Menschen durch ihre Klugheit den Gang der Ereignisse nicht leiten könnten, ja überhaupt gar nichts dagegen vermöchten. Hieraus wäre zu folgern, daß man sich gar nicht anzustrengen brauche, sondern sich vom Schicksal lenken lassen solle. Dieser Glaube findet in unserer Zeit täglich mehr Verbreitung, weil wir Ereignisse, die der allgemeinen Erwartung widersprechen, sich in rascher Folge ablösen sehen. Immer wenn ich über diese Dinge nachdenke, fühle ich mich geneigt, jener Ansicht beizupflichten. Um uns jedoch den freien Willen nicht abzuspochen, glaube ich, daß das Wahre an der Sache darin hegt, daß das Schicksal die Hälfte unserer Handlungen bestimmt, die andere Hälfte aber oder etwas weniger uns zur freien Entscheidung überlassen bleibt.

Der Wechsel der Zeiten

Oft habe ich über die Ursachen des Glückes und Unglückes der Menschen nachgedacht, und ich glaube, sie darin gefunden zu haben, daß ihre Handlungsweise in ihre Zeit paßt oder nicht paßt. Die Menschen gehen bei ihren Handlungen, die einen mit Ungestüm, die anderen mit Zögern und Vorsicht zu Werke. Nun wird zwar von beiden die gehörige Grenze überschritten und so von beiden gefehlt. Allein der fehlt weniger und hat günstige Erfolge, dessen Art zu handeln in seine Zeit paßt. Immer und immer jedoch tut der Mensch nur das, wozu ihn seine Natur zwingt ... Zwei Dinge sind die Ursache, daß wir uns nicht ändern können. Erstens können

wir uns dem nicht widersetzen, wozu sich unsere Natur hinneigt. Zweitens ist es unmöglich, einen Mann, dem durch eine Art zu verfahren viel geglückt ist, zu überzeugen, er könnte gut daran tun, anders zu verfahren. Daher kommt es, daß das Glück eines Mannes wechselt; denn die Zeiten wechseln, er aber ändert nicht sein Verfahren.

Ich ziehe daher folgenden Schluß: Da das Glück wechselt und der Mensch hartnäckig bei seiner Handlungsweise bleibt, so ist er glücklich, solange beide miteinander übereinstimmen ; sobald sie aber einander widerstreiten, wird er unglücklich. Endlich bin ich der Ansicht, daß es vorteilhafter ist, ungestüm als vorsichtig zu sein, denn Fortuna ist ein Weib, und wer sie sich gefügig machen will, muß sie züchtigen und drängen. Die Erfahrung zeigt, daß sie sich eher von solchen ungestüm verfahrenen Menschen bezwingen läßt als von denen, die mit berechnender Vorsicht zu Werke gehen. Als Weib ist Fortuna den jungen Menschen immer mehr geneigt, weil sie nicht vorsichtig, sondern kühn und feurig sind.

Das Schicksal macht die Menschen blind, wenn es nicht will, daß sie sich seinen Plänen widersetzen

Wenn man den Lauf der menschlichen Dinge genau betrachtet, so sieht man oft Umstände eintreten und Ereignisse kommen, denen der Himmel durchaus nicht vorgebeugt haben wollte. Wenn aber dies Rom widerfuhr, wo so viel Tapferkeit, Religion und Ordnung herrschte, so ist es kein Wunder, daß es in einer Stadt oder in einem Lande viel häufiger vorkommt, die dieser Vorzüge entbehren. Die Gewalt des Himmels über die menschlichen Dinge hat Livius an dem Beispiel Roms ausführlich und mit treffenden Worten bewiesen. Da der Himmel, sagt er, zu irgendeinem Zwecke wollte, daß die Römer seine Macht erkennen sollten, ließ er zuerst jene Fabier, die als Gesandte zu den Galliern gingen, einen Fehler begehen und dadurch dieses Volk zum Kriege mit Rom anreizen. Dann fügte er es so, daß zur Abwendung der Folgen dieses Krieges nichts geschah, was des römischen Volkes würdig war. Vorher war nach seinem Willen Camillus, der einzige Helfer in so großer Not, nach Ardea ins Exil geschickt worden. Als dann die Gallier gegen die Stadt

anrückten, durften dieselben Römer, die gegen den Angriff der Volsker und anderer angrenzender Feinde oft einen Diktator ernannt hatten, gegen die nahenden Gallier keinen Diktator ernennen. Die Auswahl der Soldaten wurde in geringer Zahl und ohne besondere Sorgfalt vorgenommen; im Ergreifen der Waffen waren sie so lässig, daß sie den Galliern kaum bis an den Fluß Allia, zehn Meilen von Rom, entgegenrücken konnten. Hier schlugen die Tribunen das Lager ohne irgendeine herkömmliche Vorsichtsmaßregel auf; sie wählten den Ort nicht aus, umgaben sich weder mit Gräben noch Palisaden und bedienten sich weder menschlicher noch göttlicher Sicherheitsmittel. In der Schlachtordnung stellten sie die Scharen dünn und schwach auf, so daß weder Soldaten noch Feldherren sich der römischen Kriegszucht im geringsten würdig zeigten. Hierauf wurde ohne Blutvergießen gefochten, denn alles floh, ohne den Angriff abzuwarten; der größere Teil lief nach Veji, die übrigen zogen sich nach Rom zurück, wo sie, ohne ihre Häuser auch nur zu betreten, auf das Kapitol rannten. Der Senat dachte nicht an die Verteidigung Roms, schloß nicht einmal die Tore und floh zum Teil, zum Teil schloß er sich mit den anderen ins Kapitol ein. Nur bei der Verteidigung dieser Burg verstanden sie es, einige nicht sinnlose Maßregeln zu ergreifen; denn sie überfüllten sie nicht mit unnützen Leuten, brachten so viel Getreide wie möglich hinein, um die Belagerung aushalten zu können, und der unnütze Schwarm von Greisen, Weibern und Kindern floh zum größeren Teile in die benachbarten Städte, der Rest blieb in Rom den Galliern zur Beute. Wer die Berichte von den früheren Taten dieses Volkes während so vieler Jahre gelesen hat und dann die eben geschilderten Begebenheiten erfährt, wird kaum glauben können, daß es sich um ein und dasselbe Volk handele. Livius schließt seine Darstellung mit den Worten: Adeo obcoecat animos fortuna, cum vim suam ingruentem refringi non vult. So verblendet das Schicksal die Geister, wenn es nicht will, daß seine einbrechende Gewalt gehemmt werden soll.

Nichts Wahreres gibt es als diesen Schluß. Deswegen verdienen auch die Menschen, die in großem Unglück oder Glück leben, weniger Tadel oder Lob. Größtenteils wird man sie zu ihrem Sturze oder ihrer Größe auf einer Bahn geführt sehen, die ihnen der

Himmel vorgezeichnet hat, indem er ihnen die Gelegenheit zu ausgezeichneter Tat schenkte oder entzog. Will indessen das Schicksal große Dinge ausführen, so wählt es einen Mann von so viel Geist und Verdienst aus, daß er die Gelegenheiten, die es ihm darbietet, erkennt. Ebenso wenn es große Umwälzungen hervorbringen will, schiebt es Männer vor, die den Zusammenbruch des Bestehenden beschleunigen. Wäre ein Mann da, der sich seinen Beschlüssen in den Weg stellen könnte, so würde es ihn töten oder jeder Möglichkeit, etwas Heilsames zu tun, berauben ... Zur Bestätigung des Gesagten wäre manches neuere Beispiel anzuführen, allein ich halte es für überflüssig, da das Gegebene jeden befriedigen kann. Wohl aber behaupte ich von neuem, daß es eine unumstößliche, von der ganzen Geschichte bezeugte Wahrheit ist, daß die Menschen das Schicksal unterstützen, nicht aber sich ihm widersetzen können. Sie können seine Fäden zusammenweben, nicht sie zerreißen. Sie dürfen sich indes nie selbst aufgeben. Da sie die Zwecke der Göttin nicht kennen und Fortuna auf krummen und unbekanntem Pfaden wandelt, so sollen sie immer hoffen und hoffend in keiner Lage, in keiner Not noch Mühsal sich selbst verlieren.

Das unstete Glück

Gelangt ein Mann aus dem Volke, durch bloßes Glück begünstigt, zur Herrschaft, so erreicht er dies zwar mit wenig Mühe, aber desto schwerer ist es für ihn, sich als Herrscher zu behaupten. Anfänglich steht ihm kein Hindernis im Wege; wie im leichten Fluge gelangt er auf den Thron. Erst wenn er ihn bestiegen hat, erheben sich die Schwierigkeiten ... Die über Nacht entstandenen Herrschaften scheinen den gleichen Gesetzen unterworfen zu sein wie alles in der Natur, was schnell entsteht und wächst: sie können unmöglich so starke Wurzeln schlagen und sich so gut anpassen, daß sie nicht beim ersten Sturm umstürzen müßten. Nur ganz ausgezeichnete Männer vermögen diesem Schicksal zu entgehen, indem sie sich rasch zur Erhaltung der Macht rüsten, die ihnen das Glück in die Hände spielte, und die Grundfesten ihrer Herrschaft nachträglich

ausbauen, die bei legitimen Herrschern schon vor der Thronbesteigung bestanden hatten ...

Wenn man das Wachsen der Macht des Herzogs von Valentinois [Cesare Borgia] verfolgt, so sieht man, daß er den Grund zu seiner künftigen Herrschaft schon gelegt hatte. Es wäre angebracht, dies ausführlich darzulegen, denn einem neuen Herrscher weiß ich kein besseres Vorbild zu geben als das Beispiel seiner Taten. Und wenn seine Bestrebungen nicht zum letzten Ziel führten, so lag das nicht an ihm, sondern an dem widrigen Schicksal, das sich gegen ihn ungewöhnlich tückisch zeigte.

Glück und Erfolg

Was beim Siegenden gelobt wurde, wird beim Verlierenden getadelt, und manchmal, wenn man nach langem Glücke verliert, sucht man die Schuld nicht bei sich selbst, sondern klagt den Himmel und die Fügung des Schicksals an. Aber woher es kommt, daß die verschiedenen Handlungen manchmal gleich nützen oder gleich schaden, weiß ich nicht, aber wünschte es wohl zu wissen. Indes um Eure Meinung zu hören, will ich so anmaßend sein, Euch die meinige zu sagen. Ich glaube, daß die Natur dem Menschen, wie sie ihm verschiedene Gesichter gab, so auch verschiedenen Geist und verschiedene Ideen gegeben hat. So kommt es, daß ein jeder seinem Geist und seiner Idee gemäß verfährt. Weil nun auf der anderen Seite die Zeiten verschieden sind und die Ordnung der Dinge mannigfaltig, so erreicht der seine Wünsche vollständig und der ist glücklich, dessen Art zu verfahren mit der Zeit übereinstimmt; der hingegen ist unglücklich, der durch seine Handlungen gegen die Zeit und die Ordnung der Dinge verstößt. Es kann daher wohl sein, daß zwei verschieden Handelnde einen und denselben Erfolg haben: beide können sich dem anpassen, was sie finden, da es so viele Arten der Ordnung der Dinge gibt wie Länder und Staaten. Aber weil die Zeiten und die Dinge im allgemeinen und einzelnen sich häufig ändern, während die Menschen weder ihre Ansichten noch ihre Art zu verfahren ändern, so ereignet es sich, daß ein Mann eine Zeit lang Glück hat und eine Zeit lang Unglück. In der Tat, wer

so weise wäre, daß er die Zeiten und die Ordnung der Dinge erkannte und sich danach richtete, würde immer Glück haben, oder er würde sich immer vor dem Unglück bewahren. Es wäre dann wahr, daß der Weise den Sternen und dem Schicksal geböte. Aber es gibt keine solchen Weisen, denn die Menschen leiden erstens an Kurzsichtigkeit, und zweitens können sie ihrer Natur nicht gebieten. Daraus folgt, daß das Glück wechselt, den Menschen gebietet und sie unter sein Joch zwingt.

Die Religion

Gleichwie die Beobachtung des göttlichen Kultus Ursache der Größe der Staaten ist, so ist auch dessen Entweihung Ursache ihres Verfalls.

Die politische Bedeutung der Religion

Die Staaten, die sich vor dem Niedergang schützen wollen, müssen vor allem die Zeremonien der Religion rein und in Ehrfurcht erhalten. Es gibt kein sichereres Zeichen des Verfalls eines Landes, als den göttlichen Kultus mißachtet zu sehen. Ob dies irgendwo der Fall sei, erkennt man leicht, wenn man sich klargemacht hat, worauf an diesem Orte die Religion gegründet ist. Eine jede Religion hat nämlich ihre eigenen Grundlagen, die gleichsam ihr Lebensprinzip ausmachen. Die heidnische Religion beruhte auf den Antworten der Orakel und auf den Orden der Auguren und der Haruspizes; alle anderen Zeremonien, Opfer und heiligen Gebräuche hingen davon ab. Man glaubte leicht, daß der Gott, der künftiges Unglück oder Glück voraussagen konnte, es den Menschen auch zuteil werden lassen könnte. Hieraus entstanden die Tempel, hieraus die Opfer, die Buß- und Dankfeste und alle anderen Zeremonien zur Verehrung der Götter. Das Orakel von Delphi, der Tempel des Jupiter Ammon und andere berühmte Orakel erhielten lange die Welt in Staunen und Frömmigkeit. Als sie aber in der Folge anfangen, nach dem Willen der Mächtigen zu sprechen, und der Betrug entdeckt wurde, wurden die Menschen ungläubig und zur Störung jeder guten Ordnung geneigt.

Die Staatsoberhäupter dürfen daher nicht an den Grundpfeilern ihrer Religion rütteln lassen; es wird ihnen dann ein leichtes sein, ihren Staat religiös und folglich gut und einig zu erhalten. Sie müssen alles, was der Religion zum Vorteil gereicht (wenn sie es auch für unwahr halten), unterstützen und seine Bedeutung

vergrößern; um so mehr aber müssen sie das tun, je weiser und aufgeklärter sie sind, je klarer sie die Natur der Dinge durchschauen. Dadurch, daß diese Regel von den klugen Männern beobachtet wurde, entstand der Glaube an die Wunder, die, obgleich unwahr, in allen Religionen gefeiert werden, weil ihre Bedeutung, aus welcher Quelle sie auch fließen mögen, von den Klugen vergrößert wird und ihnen dann das Ansehen, das diese genießen, bei einem jeden Glauben verschafft ...

Wäre von den Häuption der christlichen Kirche unsere Religion erhalten worden, wie sie der Stifter gab, so würden die christlichen Staaten und Länder viel glücklicher und einiger sein als jetzt. Allein, woraus ließe sich mit größerer Sicherheit auf ihren Verfall schließen als aus der Tatsache, daß die Völker, die der römischen Kirche, dem Haupte unserer Religion, am nächsten stehen, am wenigsten Religion haben? Wer daher die Fundamente des Christentums kennt und sieht, wie die jetzige Religionsübung davon abweicht, wird die Überzeugung gewinnen, daß sein Untergang oder ein Strafgericht nahe sei. Ungefähr im Jahr 1515 geschrieben.

Da aber einige der Meinung sind, der günstige Stand der italienischen Angelegenheiten hänge von der römischen Kirche ab, so will ich gegen diese Meinung meine Gründe anführen, worunter zwei sehr triftige sind, die meines Erachtens nicht widerlegt werden können. Erstens verlor dieses Land durch das schlechte Beispiel des römischen Hofes alle Gottesfurcht und alle Religion, was unzählige Übelstände und endlose Störungen der Ordnung zur Folge hat, weil ebenso, wie sich dort, wo Religion ist, alles Gute voraussetzen läßt, da, wo sie fehlt, das Gegenteil anzunehmen ist. Wir Italiener verdanken also der Kirche und den Priestern erstens, daß wir ohne Religion und böse sind; wir haben ihnen aber zweitens noch etwas viel Einschneidenderes, was die Ursache unseres Verfalls ist, zu verdanken: die Kirche hat unser Volk zersplittert gehalten und tut es noch. Niemals war ein Volk einig und glücklich, wenn nicht das ganze Land zu einer Republik vereinigt war oder einem Fürsten gehorchte, wie zum Beispiel Frankreich oder Spanien. Die Ursache, daß Italien sich nicht in derselben Lage befindet und nicht auch eine einheitliche Republik ist oder von einem Fürsten regiert wird, ist

einzig die Kirche, weil sie hier ihren Sitz aufschlug und eine weltliche Herrschaft hatte, aber nicht mächtig genug war noch Verdienst genug besaß, den Rest Italiens zu erobern und sich zu dessen Herrscherin zu machen. Auf der anderen Seite war sie nicht so schwach, daß sie nicht aus Furcht, die Herrschaft über die weltlichen Dinge zu verlieren, eine Macht hätte herbeirufen können, die sie gegen den Staat, der in Italien zu mächtig geworden war, verteidige. Man hat dies hinreichend durch die Erfahrung bestätigt gesehen, als sie in früheren Zeiten durch Karl den Großen die Langobarden, die fast schon Könige von ganz Italien waren, vertrieb und als sie in unseren Tagen mit Frankreichs Hilfe die Macht der Venezianer brach, später aber die Franzosen mit Hilfe der Schweizer verjagte. Da also die Kirche nicht imstande war, Italien zu erobern, und nicht erlaubte, daß es von einem anderen erobert würde, so war sie die Ursache, daß es nicht unter ein Haupt kommen konnte, sondern unter vielen Fürsten und Herren blieb. Dies führte eine so große Schwäche herbei, daß Italien dahin gebracht wurde, daß es nicht allein die Beute mächtiger Barbaren, sondern eines jeden werden kann, der es angreift. Der Kirche haben wir Italiener dies zu verdanken und niemand anderem.

Religion und Zucht

Liest man die römische Geschichte aufmerksam, so wird man sehen, wieviel die Religion dazu beitrug, die Heere in Gehorsam, das Volk in Einigkeit, die Menschen gut zu erhalten und die Bösen zu beschämen. Wenn man demnach zu entscheiden hätte, welchem Fürsten Rom mehr zu verdanken habe, Romulus oder Numa, so glaube ich fast, daß eher Numa die erste Stelle erhalten würde. Denn wo Religion ist, ist das Volk leicht zu bewaffnen, wo aber Waffen sind und keine Religion, läßt sich diese nur schwer einführen. Romulus hatte zur Einsetzung des Senates und zu den anderen bürgerlichen und militärischen Einrichtungen die Macht der Götter nicht nötig; wohl aber war sie Numa nötig, der Unterredungen mit einer Nymphe zu haben vorgab, die ihn belehre, was er dem Volk raten solle. Dies geschah aus keinem anderen Grunde als dem, daß er der Stadt neue und ungewöhnliche Einrichtungen geben

wollte und befürchtete, seine eigene Macht möge dazu nicht hinreichend sein. Wirklich gab auch niemals ein Mann, ohne zur Gottheit seine Zuflucht zu nehmen, einem Volke außergewöhnliche Gesetze, da sie sonst nicht angenommen worden wären; denn es gibt vieles Gute und in seinen Folgen Wohltätige, das ein weiser Mann erkennt, dessen Vorteile aber nicht so in die Augen springen, daß er andere ohne weiteres davon überzeugen könnte. Kluge Männer nehmen daher zur Gottheit ihre Zuflucht, um diese Schwierigkeit zu beheben.

Religion und Freiheitssinn

Daß im Altertum die Völker die Freiheit mehr liebten als jetzt, scheint mir die gleiche Ursache zu haben wie die Erscheinung, daß heute die Menschen weniger kraftvoll sind als damals; ich meine die Verschiedenheit unserer Erziehung von der ehemaligen, die in dem Unterschied zwischen unserer Religion und der der Vorzeit ihren Grund hat. Da uns nämlich unsere Religion die Wahrheit und den echten Weg des Heils lehrt, so läßt sie uns die weltlichen Ehren weniger schätzen, während die Heiden diese für das höchste Gut hielten und deshalb in ihren Handlungen mehr Kraft und Kühnheit zeigten... Unsere Religion hat mehr die demütigen und beschaulichen Menschen erhoben als die tatkräftigen. Ihr gelten Demut, Selbstverleugnung und Geringschätzung der weltlichen Dinge als das Erstrebenswerteste; jene andere dagegen verherrlichte Geistesgröße, Körperstärke und die übrigen Eigenschaften, die im Menschen die höchste Kraft und Tapferkeit erzeugen. Verlangt unsere Religion, daß du stark seiest, so wünscht sie dich eher geschickt zum Dulden als zu kraftvoller Tat. Diese Denkungsart, scheint es, hat das Menschengeschlecht schwach gemacht und den Bösewichtern ausgeliefert, die nun sicher ihr Unwesen treiben können, da sie sehen, daß die meisten Menschen, um ins Paradies einzugehen, mehr darauf bedacht sind, Unterdrückung zu dulden als zu rächen. Danach sollte man glauben, die Erde sei weibisch geworden und der Himmel habe keine Blitze mehr, aber in Wirklichkeit tragen an dieser Verweichlichung nur die nichtswürdigen Ausleger die Schuld, die unsere Religion dem

Müßiggang gemäß gedeutet haben, nicht aber im Sinne der Tapferkeit. Würden sie erwägen, daß sie die Erhöhung und Verteidigung des Vaterlandes erlaubt, so würden sie wohl begreifen, daß sie will, daß wir es lieben und ehren und uns zu Männern heranbilden, die es zu verteidigen imstande sind.

Die Meinung, daß Gott für uns streitet, wenn wir müßig auf unseren Knien liegen, hat viele Throne und Staaten gestürzt... Niemand zeige sich so arm an Verstand, daß er bei seines Hauses Einsturz glaube, Gott werde ihn retten ohne andere Stütze. Denn unter seinen Trümmern wird es ihn begraben.

Die Gesetze

Hunger und Armut machen die Menschen
betriebsam, die Gesetze machen sie gut.

Freiheit, Zwang, Gesetz

Da die Menschen entweder aus Notwendigkeit oder aus Wahl handeln und man dort größere Tugend sieht, wo der freien Wahl weniger Raum bleibt, so ist zu erwägen, ob es nicht besser wäre, zur Erbauung der Städte unfruchtbare Plätze auszusuchen, damit die Menschen zur Arbeit gezwungen wären und, dem Müßiggang weniger ergeben, einiger lebten, weil sie wegen der Armut der Gegend weniger Ursache zu Zwistigkeiten haben würden: wie es in Ragusa und vielen anderen an ähnlichen Orten erbauten Städten der Fall war. Dies wäre nun ohne Zweifel die weiseste und nützlichste Maßregel, wenn die Menschen sich damit begnügten, von dem Ihrigen zu leben, und nicht stets danach strebten, anderen zu befehlen. Da aber die Natur des Menschen so beschaffen ist und man sich nur durch Macht sichern kann, so ist es notwendig, so ödes Land zu meiden und sich an den fruchtbarsten Stellen niederzulassen, wo die Ergiebigkeit des Bodens die Vermehrung der Bewohner begünstigt und sie so in den Stand setzt, sich sowohl gegen Angriffe zu verteidigen wie auch jeden zu überwinden, der sich ihrer Ausbreitung widersetzen würde. Was den Müßiggang betrifft, den eine günstige Lage zur Folge haben könnte, so muß man sorgen, daß die Gesetze dazu zwingen, wozu die Lage nicht nötigt.

Die Menschen tun niemals etwas Gutes, wenn sie nicht dazu gezwungen sind; vielmehr gerät alles in Verwirrung und Unordnung, sobald ihnen freie Wahl bleibt und sie sich gehen lassen können. Man sagt daher, Hunger und Armut machten die Menschen betriebsam, die Gesetze machten sie gut. Wo von selbst ohne

Gesetz gut gehandelt wird, ist das Gesetz nicht nötig; wenn aber diese gute Gewohnheit aufhört, dann ist sogleich das Gesetz notwendig.

Die gesetzgebende Gewalt

Die Mehrzahl der Menschen stimmt einem Gesetze, das eine neue Ordnung der Dinge betrifft, nie bei, wenn ihr die Notwendigkeit dazu nicht vor Augen liegt.

Es hängt alles davon ab, ob der Gesetzgeber durch seine eigene Kraft wirken kann oder auf den guten Willen anderer bauen muß, das heißt, ob er, um seine Absicht durchzuführen, bitten muß oder Zwang ausüben kann. Im ersten Falle ist er in einer üblen Lage und bringt nichts zustande; wenn er hingegen unabhängig ist und Gewalt anwenden kann, so läuft er selten Gefahr, und seine Absichten dringen meistens durch. Hieraus erklärt sich, daß alle bewaffneten Propheten siegten und alle unbewaffneten zugrunde gingen. Außer dem Gesagten ist noch zu erwägen, daß die Menschen von Natur unbeständig sind und daß es leicht ist, sie zu etwas zu überreden, aber schwer, sie in einem bestimmten Glauben zu erhalten. Der Gesetzgeber muß deshalb dafür sorgen, daß er sie jederzeit zum Glauben zwingen kann, wenn sie freiwillig nicht mehr glauben wollen.

Will man einem Staate eine neue Verfassung geben und soll diese angenommen und zur Zufriedenheit eines jeden erhalten werden, so ist man genötigt, wenigstens dem Scheine nach die alten Formen beizubehalten, damit das Volk glaube, seine alte Ordnung sei nicht wesentlich verändert, wenn auch in Wirklichkeit die neuen Institutionen den früheren ganz fremd sind. Denn die Masse der Menschen läßt sich ebensogut mit dem Scheine abspeisen wie mit der Wirklichkeit; ja häufig wird sie mehr durch den Schein der Dinge bewegt als durch die Dinge selbst ...

Dasselbe hat man immer zu beobachten, wenn man einem Staate eine uralte Regierungsform nehmen und dafür eine freie Verfassung geben will. Da alles Neue die Gemüter der Menschen erschüttert, so muß man sich bemühen, den Veränderungen soviel wie möglich

vom Alten zu lassen, und wenn die Zahl, Machtvollkommenheit und Amtsdauer der Regierungsmitglieder geändert wird, wenigstens die Titel beibehalten. Diese Regel gilt sowohl bei der Umänderung eines Königreiches in eine Republik wie auch bei der Umänderung einer Republik in ein Königreich. Wer aber eine unumschränkte Monarchie, die von den Schriftstellern Tyrannei genannt wird, errichten will, muß alles Bestehende umstürzen und Neues an seine Stelle setzen.

Hat man ein Volk unterworfen, das die Freiheit liebt und nach eigenen Gesetzen zu leben gewohnt ist, so gibt es drei Mittel, es zu behaupten. Das erste ist, den eroberten Staat zu zerstören, das zweite, daß der Eroberer seinen Wohnsitz darin aufschlägt, das dritte, daß er dem unterworfenen Volke seine Gesetze läßt, ihm aber eine Abgabe auferlegt und nur eine kleine Anzahl Bürger mit der Verwaltung der Geschäfte beauftragt, die ihm zugleich das Volk befreundet erhalten soll ... Anders hingegen verhält es sich mit den Bewohnern von Städten und Provinzen, die an die Beherrschung durch einen Fürsten gewöhnt sind. Ist ihr Regent und sein Stamm ausgerottet, so vereinigen sich solche Menschen nicht leicht wieder, um einen neuen aus ihrer Mitte zu erwählen, und die Gewohnheit des Gehorsams hat sie unfähig gemacht, eine freie Verfassung einzuführen und ihr gemäß zu leben. Sie greifen daher nicht so schnell zu den Waffen, und der Eroberer kann sie leichter gewinnen und sich ihrer versichern. Bei freien Völkern aber lebt ein hell lodernder Haß und glühende Rachgier gegen den Unterdrücker; die Erinnerung an die Freiheit läßt sie nicht ruhen und kann sie nicht ruhen lassen. Das Sicherste für ihren Besieger ist daher, sie entweder zu vertilgen oder bei ihnen seine Residenz aufzuschlagen.

Republik oder Monarchie?

Was die Klugheit und Beständigkeit anbelangt, so sage ich, daß ein Volk klüger und beständiger ist und ein richtigeres Urteil hat als ein Fürst. Nicht ohne Grund vergleicht man die Stimme des Volkes mit der Stimme Gottes. Die öffentliche Meinung prophezeit so wunderbar richtig, was geschehen wird, daß es den Anschein hat,

als sähe sie kraft einer verborgenen Eigenschaft das Wohl und Wehe des Volkes voraus ... Lange haben die monarchischen Staaten gedauert, lange die republikanischen, und beide mußten durch Gesetze geregelt werden. Denn ein Fürst, der tun kann, was er will, wird unvernünftig herrschen; ein Volk, das tun kann, was es will, wird auch nicht weise regieren. Betrachtet man beide in gesetzlosem Zustand, so wird man beim Volke weniger, kleinere und leichter zu bessernde Fehler finden als beim Fürsten. Zu einem zügellosen, aufrührerischen Volke kann ein wohlmeinender Mann sprechen und es leicht wieder auf den rechten Weg führen; zu einem schlechten Fürsten kann niemand reden, gegen ihn gibt es kein anderes Mittel als das Eisen. Hieraus läßt sich schließen, welches von beiden das größere Übel ist.

Freie Rechtsprechung

Es erweist sich an vielen Beispielen, wie verabscheuungswürdig in einer Republik und in jedem anderen Staate die Verleumdungen sind und daß man zu ihrer Unterdrückung kein Mittel scheuen darf. Zu ihrer Verhütung aber gibt es kein besseres Mittel, als die Anklagen zu gestatten, die freien Staaten ebensoviel nützen, wie ihnen die Verleumdungen schaden. Zwischen beiden ist der große Unterschied, daß die Verleumdungen nicht durch Zeugnis bewiesen zu werden brauchen und so ein jeder von jedem verleumdet werden kann. Nicht aber kann ein jeder angeklagt werden, da bei einer Anklage vollgültige Zeugen und Tatsachen die Wahrheit der Anklage beweisen müssen. Man klagt vor dem Magistrat, vor dem Volke, vor dem Rate an; man verleumdet auf den Straßen und in den Häusern.

Die Verleumdung ist da am häufigsten, wo die Anklage seltener vorkommt und wo am wenigsten für ihre Annahme gesorgt ist. Der Gesetzgeber einer Republik muß daher Anordnungen treffen, daß einerseits jeder Bürger ohne Furcht und Scheu angeklagt werden kann und daß andererseits die Verleumder streng bestraft werden. Diese können sich dann über ihre Bestrafung nicht beschweren, da ihnen der Weg offen stand, gegen den eine Klage zu erheben, den sie in den Häusern verleumdet haben. Wo in dieser Hinsicht nicht

klare Bestimmungen getroffen sind, entstehen immer große Mißhelligkeiten, denn die Verleumdungen erbittern, aber strafen nicht, und die Menschen verfolgen in ihrer Erbitterung viel eher ihre Verleumder mit Haß, als daß sie sich scheuen auszuführen, was man ihnen nachsagt.

Das Heer

Von wem soll auch das Vaterland größere Treue verlangen als von dem, der in seinem Dienste zu sterben versprechen muß?

Ein gutes Heer ist der Grundpfeiler aller Staaten

Ein Fürst muß notwendigerweise seine Macht auf gute Grundlagen stützen, da er sonst unvermeidlich stürzen würde. Die stärksten Grundlagen aller Staaten, sowohl der alten wie der neuen und vermischten Form, sind gute Gesetze und gute Waffen. Da aber dort keine guten Gesetze bestehen können, wo keine guten Waffen sind, wo diese aber gut sind, jene schon deshalb gut sein müssen, so will ich an dieser Stelle nichts von den Gesetzen sagen, sondern nur von den Waffen sprechen.

Das Heer, das ein Herrscher zur Verteidigung seines Staates hält, besteht entweder aus heimischen Truppen oder aus Söldnern oder aus Hilfstruppen oder aus gemischten Truppen. Die Söldner und Hilfsheere sind unnütz und gefährlich. Wenn ein Herrscher auf sie seine Macht gründet, wird er nie sicher sein. Denn sie sind uneins, ehrgeizig, ohne Kriegszucht, treulos, stark unter Freunden, feig vor dem Feind; sie haben weder Furcht vor Gott noch Redlichkeit gegen die Menschen; der Sturz des sie befehligenen Fürsten verzögert sich nur so lange, wie er den Angriff verschiebt. Im Frieden wirst du von ihnen, in dem Kriege, den du mit ihrer Hilfe führst, von den Feinden geplündert. Sie verbindet keine Liebe mit dir; in deinen Dienst treten sie nur des Soldes wegen, der sie aber doch nicht zu bewegen vermag, ihr Leben für dich aufs Spiel zu setzen. Sie wollen wohl deine Soldaten sein, solange du keinen Krieg führst; wenn es aber zum Kriege kommt, so fliehen sie entweder aus der Schlacht oder sie geben schon vor ihr den Dienst bei dir auf.

Zwar habe ich schon an anderer Stelle gesagt, daß der Grundpfeiler aller Staaten ein gutes Kriegswesen sei und daß, wo dieses fehle, weder gute Gesetze noch überhaupt etwas Gutes bestehen könne; allein es scheint mir nicht überflüssig, dies hier nochmals zu betonen. Aus jedem Blatte der römischen Geschichte geht diese Lehre hervor. Man ersieht daraus, daß die Heere nicht gut sein können, wenn sie nicht geübt werden, und daß man sie nicht üben kann, wenn sie nicht aus eigenen Untertanen bestehen. Nicht immer steht man im Felde, und man kann nicht immer darin stehen; es ist daher notwendig, die Soldaten im Frieden zu üben; wegen der Kosten aber kann man nur mit eigenen Untertanen diese Übungen vornehmen.

Um des allgemeinen Wohles willen ist eine Bürgerschaft in Stände gegliedert. Diese allein bringen jedoch sämtlichen Institutionen, die zu dem Zwecke geschaffen werden, daß die Menschen in der Furcht Gottes und der Gesetze leben, keinerlei Nutzen, wenn nicht Maßnahmen zu ihrer Verteidigung bestehen. Ist diese gut organisiert, so vermag sie sogar Staaten zu erhalten, deren übrige Einrichtungen mangelhaft sind. Die trefflichsten Institutionen müssen hingegen ohne den Schutz der Waffen ebenso zugrunde gehen wie ein prunkender Königspalast, dessen Räume mit Gold und Edelsteinen geschmückt sind, aber kein Dach zur Abwehr des Regens haben.

Tapferkeit, nicht Reichtum verbürgt den Sieg

Da jeder einen Krieg nach Belieben anfangen, nicht aber endigen kann, so muß ein Fürst, ehe er sich in eine kriegerische Unternehmung einläßt, seine Kräfte abwägen und danach handeln. Er muß jedoch so viel Klugheit besitzen, daß er sich nicht über seine Kräfte täuscht, und jedesmal wird er sich täuschen, wenn er sie nach dem Gelde, nach der Natur des Landes oder nach dem Wohlwollen der Untertanen bemißt, auf der anderen Seite aber einer bewaffneten Macht entbehrt. Die genannten Dinge vergrößern wohl seine Kräfte, aber sie geben ihm keine. An und für sich sind sie

nichtig, und ohne treue Soldaten nützt ihm viel Geld ebensowenig wie die Festigkeit des Landes; die Treue und Anhänglichkeit der Untertanen aber ist nicht von Dauer, da sie ihm nicht treu sein können, wenn er sie nicht verteidigen kann... Unter anderen Dingen, die Krösus, König von Lydien, dem Athener Solon zeigte, war auch ein unzählbarer Schatz, und als er fragte, was ihn von seiner Macht dünke, erwiderte Solon, er halte ihn darum nicht für mächtiger; denn Krieg führe man mit Eisen, nicht mit Gold, und es könne einer kommen, der mehr Eisen habe als er, und ihm sein Gold nehmen.

Ich sage daher, nicht Gold, wie die gemeine Meinung schreit, ist der Nerv des Krieges, sondern gute Soldaten; denn Gold genügt nicht, gute Soldaten zu finden, wohl aber genügen gute Soldaten, Gold zu finden. Hätten die Römer mehr mit Geld als mit Eisen Krieg führen wollen, so hätten alle Schätze der Welt dazu nicht hingereicht, so groß waren ihre Unternehmungen und so viel Schwierigkeiten hatten sie dabei zu überwinden.

Nicht allein in Lazedämonien werden kriegerische Männer geboren, sondern überall, wo es Menschen gibt. Nur muß sich einer finden, der sie kriegstüchtig zu machen versteht.

In jedem Lande lassen sich durch Ausbildung Soldaten zur Kriegstüchtigkeit erziehen, und wenn die natürliche Anlage mangelt, hilft das Drillen nach, das in diesem besonderen Falle sogar mehr vermag als Begabung.

Männer und Waffen, Gelder und Brot sind die Grundbedingungen des Kriegführens. Aber von diesen vieren sind die beiden ersten die notwendigsten; denn Männer und Waffen finden Gelder und Brot, aber Brot und Gelder finden nicht Männer und Waffen.

Der gerechte Krieg

Nur die Kriege sind gerecht, die notwendig sind, und die Waffen sind fromm, auf denen die letzte Hoffnung beruht. Der Fürst, der Adlige, der Mann aus dem Volke, jeder möge freudig in den Kampf ziehen, um Frieden zu haben, aber niemals den Frieden stören, um Krieg zu haben.

Nicht, wer zuerst die Waffen ergreift, ist Anstifter des Unheils, sondern wer dazu nötigt.

Die kühle Sachlichkeit

Fast ausnahmslos erweisen sich persönliche Leidenschaften als dem allgemeinen Wohl schädlich.

Ich halte es für einen der klarsten Beweise menschlicher Klugheit, sich der Drohungen und Beleidigungen durch Worte zu enthalten. Beides entzieht dem Feinde keine Kräfte, vielmehr machen ihn Drohungen vorsichtiger, und Beleidigungen erregen in ihm nur noch größeren Haß gegen dich und reizen ihn, mit größerer Anstrengung auf dein Verderben zu sinnen.

Ein Feldherr darf einem offenbaren Fehler des Feindes nicht trauen, denn immer wird ein Betrug dahinter stecken, da man die Menschen vernünftigerweise nicht für allzu unvorsichtig halten darf. Allein häufig verblendet uns das Verlangen zu siegen so sehr, daß wir nur sehen, was uns günstig zu sein scheint, und für alles andere keine Augen haben.

Wird ein Fürst von einem weit mächtigeren Gegner angegriffen, so kann er keinen größeren Fehler machen, als jeden Vergleich abzuweisen; denn nie wird ein so unvorteilhafter Vertrag angeboten werden, daß das Wohl des Annehmenden nicht einigermaßen berücksichtigt werden sollte und dieser nicht dadurch einiges von dem erreichte, was ihm der Sieg geben würde.

Wer sich mit einem halben Siege begnügt, handelt allzeit klug; denn immer verliert, wer einen Sieg bis zur Vernichtung des Gegners anstrebt.

Während sich auf anderen Gebieten Irrtümer bisweilen wieder gutmachen lassen, ist dies bei Fehlern, die man im Kriege begeht, unmöglich, weil sie sich sogleich rächen.

Die militärische Führung

Ein Fürst soll kein anderes Ziel haben, keine anderen Gedanken, er darf nichts anderes für seinen Beruf halten als den Krieg und das Studium seiner Bedingungen und seiner Technik.

Um der Versuchung, ungerecht und undankbar zu werden, zu entgehen, soll ein Fürst persönlich seine Feldzüge leiten, wie es anfangs die römischen Kaiser taten ... Siegt er dann, so fällt der Ruhm der Eroberung ihm allein zu. Hat er hingegen die militärische Führung einem anderen übertragen und gebührt daher der Ruhm des Sieges diesem, so glaubt er, sich der Eroberung nicht erfreuen zu können, bis er den Ruhm des anderen, den er selber nicht zu gewinnen wußte, verdunkelt hat. So wird er undankbar und ungerecht, und sein Verlust ist zweifellos größer als sein Gewinn.

Besser ist es, ein kriegerisches Unternehmen nur einem Manne von normaler Klugheit anzuvertrauen, als zwei ganz vorzüglichen Männern, die gleiche Befehlsgewalt haben.

Bündnisse und Kriege

Bündnisse, die mit Fürsten geschlossen werden, deren Heere wegen der weiten Entfernung, infolge mangelnder Ordnung oder aus einem anderen Grunde dem Verbündeten nicht zu Hilfe kommen können, mögen sein Ansehen erhöhen, bringen ihm aber keinen wirklichen Nutzen.

Wenn viele Mächte gegen eine Macht verbündet sind und sie alle zusammen auch mächtiger sind als diese, so darf man jedoch von jener einen schwächeren mehr erwarten als von den vielen, obgleich sie sehr stark zu sein scheinen ... Der allein Handelnde wird immer mit ein wenig Geschicklichkeit die vielen entzweien und so sie, die in ihrer Gesamtheit stark waren, schwach machen können.

Will ich mit einem Fürsten Krieg anfangen und es bestehen zwischen uns seit längerer Zeit gehaltene Verträge, so werde ich mich ganz anders rechtfertigen und meine Handlungsweise viel besser beschönigen können, wenn ich einen seiner Verbündeten angreife, als wenn ich ihn selbst angreife. Greife ich aber den Freund des Fürsten an, so wird der Fürst entweder darüber aufgebracht sein, und dann habe ich meine Absicht, Krieg mit ihm, erreicht, oder er verhält sich dabei ruhig und entdeckt damit jedermann seine Schwäche oder Treulosigkeit, da er einen Schutzbefohlenen nicht verteidigt. Beides muß seinem Ansehen schaden und meine Pläne erleichtern.

Hast du mehrere Feinde, so wird es immer eine kluge Maßregel sein, einem von ihnen, wenn auch der Krieg schon eröffnet ist, einige deiner Besitzungen abzutreten, um ihn dir wieder zu gewinnen oder um ihn von den anderen gegen dich verbündeten Mächten zu trennen.

Ein Staat befindet sich in der unglücklichsten aller Lagen, wenn er weder den Frieden annehmen noch den Krieg fortsetzen kann. Ein solcher Fall tritt ein, wenn er durch die Friedensbedingungen allzusehr leiden, bei einer Fortsetzung des Krieges aber entweder die Beute eines Helfers oder die des Feindes werden müßte. In eine so üble Lage gerät man durch Ungeschicklichkeit und dadurch, daß man seine Kräfte überschätzt hat, wie wir schon vorher gesagt haben.

Diplomatisches Ränkespiel

Kein Plan ist besser als der, der dem Feind verborgen bleibt, bis ihr ihn ausgeführt habt.

Hat ein Mann eine Unternehmung im Sinne, so muß er sich zunächst sorgfältig darauf vorbereiten, damit er bei günstiger

Gelegenheit bereit ist, seinen Plan auszuführen. Wer sich aber mit Vorsicht vorbereitet, macht sein Vorhaben nicht bekannt.

Nichts gelingt so leicht wie ein Unternehmen, dessen sich der Feind nicht versieht; denn zumeist naht ein Unheil den Menschen von der Seite, wo sie es am wenigsten erwarten.

Obgleich Betrug sonst mit Recht als schändlich gilt, so ist er doch im Kriege löblich und ruhmvoll, und wer den Feind durch Betrug überwindet, wird in gleichem Maße gelobt wie der, der ihn mit Gewalt besiegt. So werden von den Verfassern von Lebensbeschreibungen großer Männer Hannibal und andere Feldherren, die sich in dieser Art zu verfahren auszeichneten, hoch gepriesen. Man liest hiervon eine Menge Beispiele, die ich nicht wiederholen will. Ich denke nicht daran, jeden Betrug ehrenvoll zu nennen, den du dir durch Brechen deines gegebenen Wortes und der geschlossenen Verträge zuschulden kommen läßt; denn obgleich du dir dadurch manchmal Zepter und Reich erwerben kannst, wie ich vorher erörtert habe, so wirst du dir doch auf diese Weise niemals Ruhm erwerben. Ich spreche nur von dem Betrug, durch den du den Feind, der dir sowieso nicht traut, hintergehst, worin eigentlich die Kunst der Kriegführung besteht.

Das Vaterland

... die das Vaterland mehr lieben
als ihre Seele.

Die größte Verpflichtung

Sooft ich mein Vaterland ehren konnte, habe ich es, wenngleich es mir Vorwürfe eintrug und mich Gefahren aussetzte, immer bereitwillig getan; denn es gibt für den Menschen keine größere Verpflichtung als die gegen sein Vaterland, da er ihm sein Dasein verdankt und alles Gute, was ihm Glück und Natur gewährt haben. Seine Verpflichtung wird um so größer, je edler das Vaterland ist, das ihm zuteil geworden.

Die höchste Ehre

Ich glaube, daß die größte Ehre, die ein Mensch erwerben kann, die ist, die ihm sein Vaterland freiwillig erzeigt. Ich glaube auch, daß man nichts Schöneres und Gott Wohlgefälligeres tun kann, als seinem Vaterlande zu dienen und zu nützen. Überdies wird kein Mann wegen irgendeiner Handlung so sehr gepriesen, wie es die werden, die durch Gesetze und Einrichtungen die Staaten reformiert haben. Solche Männer werden am meisten gefeiert und wie Halbgötter verehrt. Da es aber wenige gab, die das zu tun Gelegenheit hatten, und sehr wenige, die es zu tun verstanden, so ist die Zahl derer klein, die es wirklich taten. So großen Wert legten auf diesen Ruhm die Männer, die stets nur nach Ruhm strebten, daß sie, da es ihnen unmöglich war, eine Republik in der Wirklichkeit zu errichten, dies in ihren Schriften getan haben. Aristoteles, Plato und andere wollten der Welt beweisen, daß, wenn sie nicht wie Solon und Lykurg einen freien Staat gründeten, sie dies nicht aus Unwissenheit unterließen, sondern aus Mangel an Macht und Gelegenheit. Der Himmel kann also einem Manne kein größeres Geschenk machen, als ihm eine solche Macht und Gelegenheit zu

geben, noch ihm eine rühmlichere Aufgabe stellen als die, einen freien Staat zu gründen.

Die Ehre, die mir das Vaterland während seiner Freiheit erwiesen hat, kann es mir während seiner Knechtschaft nicht nehmen.

Befreit das Vaterland!

Wenn es einst nötig war, daß das Volk Israel unter Ägyptens Joche seufzte, damit man Moses' Tatkraft kennen lerne, daß die Perser von den Medern unterdrückt wurden, damit man Cyrus' Seelengröße erkenne, daß die Athener zersplittert waren, damit Theseus' Vortrefflichkeit zur Geltung komme, so war es auch jetzt nötig, daß Italien jede Art von Erniedrigung kennen lernte, versklavter als die Israeliten, geknechteter als die Perser, uneiniger als die Athener, ohne Führer, ohne Verfassung, bedrängt, ausgeplündert, zerfleischt und verheert war, damit sich die Größe und Tatkraft italienischen Geistes erweisen könne.

Wenn man auch gelegentlich bei einem Manne schwache Anzeichen sah, woraus man auf seine göttliche Sendung, Italien aus seinem Elend zu befreien, hätte schließen können, so verließ ihn doch das Glück in der entscheidenden Stunde.

Jetzt liegt Italien wie leblos am Boden und wartet auf seinen Retter, der diesem unwürdigen Zustande ein Ende mache, der die Räubereien und Verheerungen in der Lombardei, die Plünderungen und Brandschatzungen in Neapel und Toskana unterbinde und die durch die Länge der Zeit beinahe unheilbar gewordenen Wunden heile. Italien fleht zu Gott um einen Retter, der es von der Grausamkeit und dem Übermut der Barbaren befreie. Es ist bereit, der Fahne zu folgen, die ihm ein Tapferer voranträgt.

Man darf also diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen. Nach einer langen Zeit des Leidens wird Italien endlich seinen Erlöser sehen. Mit welcher unaussprechlicher Liebe würde er überall aufgenommen werden! Jubelnd würden sich ihm alle Provinzen

anschließen, die unter der Überschwemmung der Fremden gelitten haben, mit welchem Durst nach Rache, mit welcher standhafter Treue, mit welcher Andacht, mit welchen Tränen würde er begrüßt werden! Welche Tore würden sich ihm verschließen? Wo würde das Volk ihm den Gehorsam verweigern? Wo würde sich ihm Eifersucht widersetzen? Welcher Sohn Italiens würde ihm die Huldigung versagen? Jeder ist der Barbarenherrschaft unsagbar müde.

Ich habe euch freigebig aus dem Schatze meiner Erfahrungen mitgeteilt ..., damit ihr euren Fürsten beraten und ihm in der Ausführung des Planes beistehen könnt, wenn sich günstige Gelegenheit bietet. Laßt euch durch die Größe des Planes nicht in Staunen setzen oder gar abschrecken, denn unser schönes Vaterland scheint bestimmt, alles, was die Zeit in den Todesschlaf versenkt hat, wieder ins Leben zu rufen, ebenso wie die Dichtung auch die Malerei und die Bildhauerkunst.

Nachwort

Niccolo di Bernardo Machiavelli wurde am 3. Mai 1469 als Sohn eines Rechtsgelehrten zu Florenz geboren. Die Zeugnisse aus seiner Jugend sind recht dürftig. Früh muß seine Bewunderung für die römischen Schriftsteller und Roms Geschichte erwacht sein, denn ihnen gilt sein geistiges Interesse bis zum Tode. Mit neunundzwanzig Jahren wurde Machiavelli zum Sekretär der Signorie und kurz darauf zum Vorsteher der Kanzlei der Zehn des Krieges ernannt. Dies war im Jahre 1498. Florenz hatte soeben das Joch der Tyrannei abgeschüttelt. Das Haus Medici war vertrieben und Savonarola hingerichtet worden; die Republik erfreute sich wieder der Freiheit. Aber der scharfsinnige junge Beamte entdeckte bald die Mängel ihrer Verfassung, die er unaufhörlich mit seiner ganzen patriotischen Leidenschaft bekämpfte, – allerdings ohne ihre vollständige Beseitigung erzielen zu können. Zu dieser Zeit führte Florenz einen seiner zahlreichen Kriege mit Pisa. Verzweifelt verteidigten die Pisaner ihre Freiheit, bewaffneten alles, was Waffen tragen konnte, und machten dem reichen, aber unkriegerischen Florenz viel zu schaffen. Die Entschlossenheit und Opferbereitschaft des Feindes machten auf Machiavelli einen starken Eindruck. Während er den Feind zum letzten Einsatz für die Vaterstadt bereit fand, mußte er selbst auf Bestrafung der florentinischen Söldnerführer wegen Verrats dringen. Dieser erste Eindruck von dem Söldnerheere bestätigte sich in der weiteren politischen Erfahrung, und Machiavelli hat nie davon abgelassen, die Abschaffung der Söldnerheere und ihre Ersetzung durch ein Volksheer zu fordern.

Wiederholte diplomatische Sendungen boten Machiavelli Gelegenheit, das politische Handeln bis auf seinen verborgensten Kern zu durchschauen. Ein zeitgenössischer Fürst hat vor allem sein politisches Denken nachhaltig beeinflusst: Cesare Borgia. Dieser Glücksritter verübte seine Verbrechen, die übrigens damals an italienischen Fürstenhöfen als unentbehrliches Mittel der Politik

angesehen wurden, mit einer skrupellosen Überlegenheit und schuf sich in kurzer Zeit eine Macht, die Machiavelli bewunderte und zugleich für seine Vaterstadt fürchtete. Er stellt Borgia wiederholt, in mehr oder weniger gesteigerter Idealisierung, als politisches Vorbild hin, wobei alle Schranken und Gebrechen allmählich verschwinden. Daß Borgias Verderben in seinen eigenen verbrecherischen Neigungen lag, hat der scharfsinnige Machiavelli merkwürdigerweise nicht erkannt. Für ihn war Borgia eben der Mann, der den Mut hatte, ganz böse zu sein und nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben.

Machiavellis politische Erfahrung ist in der Hauptsache auf die kleinen Staaten des damaligen Italiens beschränkt. Die emporsteigenden großen Nationalstaaten, wie Frankreich und Spanien, scheint er in ihrer vollen Bedeutung nicht erkannt zu haben. Trotz seiner bewunderungswürdigen Fähigkeit, im Einzelnen die allgemeinen Grundsätze zu schauen, wäre er doch kaum zu seinen tiefsten Einsichten gelangt, hätte ihm nicht das Schicksal die Gelegenheit dazu aufgedrängt.

Im Jahre 1512 wurde die Republik Florenz wieder gestürzt und Machiavelli seines Amtes entsetzt. Später wurde er sogar der Beteiligung an einer Verschwörung gegen die Medici bezichtigt und auf der Folterbank verhört. Seine Bemühungen, die Gunst der zur Herrschaft zurückgekehrten Medici zu gewinnen, blieben so gut wie erfolglos. Es ist, als hätte sich dieses Fürstengeschlecht Machiavellis eigene Warnung ans Herz gelegt und gegen ihn gekehrt: ›Ein Staat muß sich wohl hüten, einem Mann, der früher eine blutige Beleidigung erdulden mußte, ein wichtiges Amt anzuvertrauen.« (Vom Staate III, 17.) Durch seine Bemühungen um den Fürsten wurde Machiavelli sogar den Anhängern der Republik verdächtig, und er erhielt daher nach der abermaligen Vertreibung der Medici sein altes Amt nicht wieder. Er konnte das schmerzliche Schicksal nicht verwinden und starb am 22. Juni 1527.

Die unfreiwillige Muße, die den praktischen Politiker kaltstellte, wurde für Machiavelli als Theoretiker der Politik von größter

Bedeutung. Er hat dies selber unübertrefflich ausgedrückt in einem Brief an seinen Freund Vettori am 10. Dezember 1513. ›Ich wohne auf dem Lande; seit meinem politischen Unglücksfall bin ich, alles in allem gerechnet, keine zwanzig Tage in Florenz gewesen. Krammetsvögel habe ich gefangen, eigenhändig mit Leimruten, zwei bis sechs Stück am Tag. Das ist auch eine Beschäftigung ...‹ Es folgt eine äußerst witzige Beschreibung seines ärmlichen, jeder geistigen Anregung baren Landlebens. ›Wenn ich abends heimkomme, gehe ich in mein Arbeitszimmer. An der Schwelle lege ich die kotbespritzten Bauernkleider ab und hülle mich in festliche Hofgewänder; so würdig angetan, trete ich unter die Männer des Altertums. Freundlich von ihnen empfangen, nähre ich mich von der Speise, die allein mir zusagt und für die ich geboren wurde. Ich scheue mich nicht, mit ihnen zu sprechen und sie nach den Gründen ihres Handelns zu fragen, und sie in ihrer Leutseligkeit stehen mir Rede und Antwort. Vier Stunden lang empfinde ich keinen Verdruß, vergesse alle Beschwerden, fürchte nicht die Armut, ängstige mich nicht vor dem Tode: ich lebe ganz in ihnen. Und da Dante sagt, das sei kein Wissen, etwas verstanden zu haben, ohne es sich zu merken, so habe ich aufgezeichnet, was ich aus dem Umgang mit ihnen gewonnen habe, und eine kleine Schrift verfaßt: ›De principatibus‹. Ich versenke mich, soweit es mir möglich ist, in diese Gedankenwelt und erörtere die Herrschaft, ihre verschiedenen Arten, die Mittel zu ihrer Erwerbung und Behauptung, die Ursachen ihres Verlustes; und wenn Euch je eine meiner Grillen gefiel, so dürfte Euch diese nicht mißfallen.‹

Bereits in der praktischen Arbeit herrscht bei Machiavelli die Neigung vor, die Grundsätze des politischen Handelns aufzudecken. Briefe, Gesandtschaftsberichte und Denkschriften legen davon Zeugnis ab. Vor seinem politischen Sturz jedoch sind diese allgemeinen Betrachtungen meist beiläufig und flüchtig und vornehmlich an dem engen Kreis seiner Erfahrung orientiert. Jetzt dagegen findet er nicht nur Zeit zum tieferen Nachdenken; die Beschäftigung mit der Historie erweitert gewaltig seinen geistigen Horizont und lehrt ihn die römische Weltmacht verstehen. An Hand

der römischen Geschichte hat er seine tiefsten politischen Einsichten entwickelt, – ebenso genial, im einmaligen Ereignis die zeitenthobenen Grundsätze zu erkennen, wie schlagfertig, sie durch historische Beispiele zu erläutern.

Machiavellis Theorie der Politik wurzelt also in praktischer Erfahrung und theoretischer Einsicht. Hieraus erwächst der Lehre ein scheinbarer Widerspruch. Als Diplomaten interessiert Machiavelli in erster Linie die Technik des politischen Handelns; als Theoretiker geht er mehr in die Tiefe und fragt nach den Bedingungen kraftvoller und für den Staat glücklicher Politik. Bei der ersten Fragestellung ist jede moralische Rücksicht ausgeschaltet. Gefragt wird nur: Durch welche Mittel erreiche ich mein Ziel? Hier kann Cesare Borgia Vorbild sein. Beim zweiten Gesichtspunkt aber erhält die politische Tugend einen tieferen Sinn, der über bloße Zweckmäßigkeit weit hinausgeht. Es ist wichtig, sich diese verschiedenen Stufen oder, wenn man so will, die starken Spannungen in Machiavellis Lehre klarzumachen. Legt man nämlich der Lehre vom politischen Handeln normative Bedeutung bei, wie es viele Interpreten und Ankläger Machiavellis getan haben, so scheint die politische Tugend, die *virtù*, zur bloßen Naturgegebenheit und die politische Notwendigkeit zur selbstischen Zweckmäßigkeit herabzusinken. Politisch richtig handeln hieße dann, die zur Erreichung seiner augenblicklichen Ziele zweckmäßigen Mittel zu verwenden. Aber mit dieser Auffassung ist Machiavellis Lehre nicht erschöpft und deshalb mißverstanden.

Diese Seite an Machiavellis Staatslehre, die in seiner Schrift ›Vom Fürsten‹ ihre klassische Darstellung gefunden hat, erfuhr von dem großen Preußenkönig eine ebenso herbe wie berühmte Kritik. In seinem ›Antimachiavell‹ geht der junge Kronprinz mit Machiavelli ins Gericht. Von jugendlichem Überschwang und aufklärerischer Verblendung abgesehen, hat Friedrichs Kritik ihre tiefe Berechtigung und trifft manchen empfindlichen Punkt in Machiavellis Buch vom Fürsten. Bisweilen jedoch verfehlt diese Kritik ihr Ziel infolge der grundverschiedenen weltanschaulichen Voraussetzungen beider Denker. Denn Friedrich huldigt dem Fortschrittsgedanken der

Aufklärung, während Machiavelli voraussetzt, daß die Menschen und die Triebfeder ihrer Handlungen immer die gleichen sind. Anders ausgedrückt: der junge Friedrich legt allen Nachdruck auf das Sein-Sollende, Machiavelli auf das Seiende. »Da ich etwas Nützliches für den Unterrichteten schreiben will, so dürfte es nach meiner Meinung besser sein, wenn ich dem wirklichen Wesen der Sache nachgehe als einem Phantasiebild von ihr.« So lautet der Satz im 15. Kapitel des Buches vom Fürsten, der als Motto über dieser Schrift stehen könnte. Friedrich dagegen meint: »Das Gute sollte der einzige Beweggrund unserer Handlungen sein, denn was ist das Gute anders als das Vernünftige?« (Antimachiavell, Kapitel 9). Da die Moral in Machiavellis Lehre keineswegs vorherrschend ist, in der erwähnten Schrift, der einzigen, die Friedrich kannte, sogar eine höchst nebensächliche Rolle spielt, muß Friedrich diese Lehre grundsätzlich verwerfen. Aber er begnügt sich nicht mit moralischen Argumenten, sondern fragt weiter: Was heißt denn eigentlich politische Zweckmäßigkeit? Sicherlich nicht das, was allein den selbstischen Interessen des Fürsten dient, denn dieser soll der erste Diener seines Volkes sein. Ebenso wenig der rücksichtslose Betrug, der heute einen Scheinerfolg hat und morgen an dem allgemeinen Mißtrauen scheitert. Meuchelmord und Betrug, wie sie Machiavelli dem Fürsten vorschreibt – so behauptet Friedrich –, müssen jedes geordnete Staatswesen zugrunde richten und die Bevölkerung ins Elend stürzen, statt ihr Wohlstand und Sicherheit zu gewähren. Solche Mittel sind für keinen großen Herrscher brauchbar. Die räuberischen Tyrannen des zersplitterten und politisch ohnmächtigen Italiens können nicht als Vorbilder für politisches Handeln aufgestellt werden. Dies sind Friedrichs stärkste Beweise gegen Machiavelli. Im übrigen waren die Staatsauffassungen beider Männer einander nicht so fremd, wie es der »Antimachiavell« dartun möchte, obgleich zwischen ihnen eine ideengeschichtliche Entwicklung von zweieinhalb Jahrhunderten liegt. In seiner gewaltigen Lebensarbeit lernte Friedrich der Große die harte politische Notwendigkeit, die er bei Machiavelli verkannt hatte, zur Genüge kennen und schlug manchen Weg ein, auf den Machiavelli seinen Fürsten nachdrücklich hingewiesen hatte. Hätte Machiavelli Friedrich den Großen, sein Heer und seine Staatsordnung gekannt, würde er gerade ihn als

politisches Vorbild hingestellt haben. Auf der oben erwähnten höheren Stufe seiner Staatslehre fordert Machiavelli gerade eine solche Staatsordnung. Er findet auch nicht seine größten politischen Vorbilder unter den Fürsten des damaligen Italiens, sondern entnimmt sie der Reihe der Gründer und Lenker des römischen Weltreiches.

Nicht Reichtümer, sondern Opferbereitschaft und Heldenmut verbürgen den Sieg. So lautet der Grundsatz der politischen Ethik Machiavellis. Für ihn bedeutet höchste politische Tugend, daß ein Volk vital und gesinnungsgemäß wehrhaft sei und die Freiheit höher schätze als das Leben. Dies ist die *virtù*, die aufsteigenden Völkern geschenkt, den alternden aber genommen wird. Durch weise Umsicht des Staatslenkers kann sie gesteigert oder erhalten werden. Ein genialer Herrscher vermag sogar ein Volk, das politisch in Verfall geraten ist, wieder aufzurichten und auf die rechte Bahn zu leiten, wenn er die Härte nicht scheut, die das politische Handeln nun einmal erfordert. In diesem höheren Begriff der politischen Tugend, den Machiavelli vornehmlich in seinen Betrachtungen über die römische Geschichte, dem Buch vom Staate, entwickelt hat, gewinnt auch die politische Notwendigkeit einen tieferen Sinn, der über einfache technische Zweckmäßigkeit weit hinausgeht.

Für seine Behauptung, daß recht angewandte, vorübergehende Härte grausames Geschick von einem Volke abwenden könne, liefert Machiavelli die Geschichte seiner Vaterstadt und des zersplitterten Italiens Beweise genug. Er hat selbst eine Geschichte von Florenz geschrieben. Sie ist ein flammender Protest gegen die innere Zersplitterung und die daraus folgende politische Ohnmacht. Hier ergießt er seinen Spott über die unbotmäßigen und feigen Söldnerheere und führt uns die Trägheit und politische Kurzsichtigkeit der reichen Florentiner mit bewunderungswürdiger Klarheit vor Augen. Jedem Abschnitt dieser Geschichte hätte als Geleitwort der Satz Machiavellis vorangestellt werden können: Krieg führt man mit Eisen und nicht mit Gold! Und wenn sich auch Machiavelli zweifellos eher als Bürger des florentinischen Freistaates denn als Sohn Italiens fühlte, so ging ihm doch die wachsende Not des Vaterlandes immer mehr zu Herzen. Der Aufruf zur Befreiung

Italiens, der das Schlußkapitel des ›Principe‹ bildet (vergleiche Seite 61 ff.), ist kein rein rhetorischer Schmuck, sondern die glühende Überzeugung eines politischen Sehers. Was gilt Gut und Böse, Milde oder Härte, wenn das Wohl des Vaterlandes auf dem Spiele steht? Ist ein Mann durch politische Fähigkeiten ausgezeichnet, so hat er die unausweichliche Pflicht, sie dem Wohle seines Vaterlandes zu weihen. Denn nicht ohne Absicht hat ihn die virtù begnadet. Die Wunden des Kampfes heilen bei einem gesunden Volke, die eiternden Geschwüre der Zwietracht dagegen vergiften den Volkskörper und lassen ihn vorzeitig altern und verfallen. Dieser Überzeugung entsprang Machiavellis Forderung nach Einheit und Stärke seines Vaterlandes.

Nachweise

Der Auswahl für diesen Band wurde der Text der deutschen Übersetzung von Johannes Ziegler: Niccolo Machiavellis sämtliche Werke, Karlsruhe 1832, zugrunde gelegt, doch wurde an einigen Stellen der Wortlaut dem heutigen Sprachgebrauch angepaßt. Der Quellennachweis erfolgt unter Nennung der betreffenden Schrift, so daß jede Ausgabe zum Nachschlagen benutzt werden kann.

Folgende Abkürzungen werden gebraucht:

An Guicciardini = Brief an Francesco Guicciardini.

An Girolami = Instruktion für Raffaello Girolami, 1522.

An Soderini – Brief an Piero Soderini, ohne Datum.

An Vettori = Brief an Francesco Vettori.

Reform von Florenz = Denkschrift über die Reform des Staates von Florenz.

Ob die Sprache ... = Ob die Sprache, in der Dante, Petrarca und Boccaccio geschrieben haben, Italienisch, Toskanisch oder Florentinisch zu nennen ist?

Die römische Ziffer bezeichnet den Band des betreffenden Werkes, die arabische das Kapitel.

Motto S. 5: Vom Staate I, Einleitung.

Der Mensch S. 7: An Vettori, 5. Jan.1515; Flor. Gesch. VII; ebd. III; ebd. II; An Vettori, 10. Aug. 1515.

S. 8: Flor. Gesch. III; Vom Fürsten, 22; An Vettori, 5. Jan. 1513; An Guicciardini, o. D.; Vom Staate I, 14; Vom Fürsten, 15.

S. 9: Vom Staate I, 37; ebd. III, 4.

S. 10: Flor. Gesch., Vorrede; Vom Staate I, 51; ebd. III, 8; ebd. I, 40; Flor. Gesch. IV.

S. 11: Ebd.; ebd. III.

S. 12: Vom Staate I, 3; ebd. I, 6; ebd. III, 31.

S. 13: Ebd. III, 43; ebd. II, Vorrede.

Der Staat

S. 15 : Vom Staate II, 2; ebd.; Reform von Florenz.

S. 16: Flor. Gesch. V.

S. 17: Vom Staate II, Vorrede; ebd. I, 11; Reform von Florenz.

S. 18: Flor. Gesch., Vorrede; Vom Staate II, 25; Flor. Gesch. II; ebd. III; ebd. V; Vom Fürsten, 9; Flor. Gesch. III.

S. 19: Vom Staate I, 4; ebd. II, 23; ebd. III, 29.

S. 20: Ebd. III, 16; Vom Fürsten, 23; Vom Staate I, 38.

S. 21: Ebd. I, 39.

Politische Tugend und politische Notwendigkeit

S. 22: Vom Staate I, 51; Vom Fürsten, 15; Vom Staate 1,9.

S. 23: Vom Fürsten, 8.

S. 24: Ebd. 18; An Girolami; Vom Fürsten, 17.

S. 25: Ebd. 6; ebd. 7.

S. 26: Flor. Gesch. II.

S. 27: Vom Staate II, 2.

S. 28: Vom Fürsten, 18.

S. 29: Vom Staate III, 3; Flor. Gesch. VIII; Vom Staate I, 26.

S. 30: Ebd. III, 12.

Fügungen des Geschicks

S. 31: Flor. Gesch. VI; Vom Fürsten, 25; Vom Staate III, 9.

S. 32: Vom Fürsten, 25.

S. 35: Vom Staate II, 29.

S. 36: Vom Fürsten, 7.

S. 37: An Soderini, o. D.

Die Religion

S. 39: Vom Staate I, 11; ebd. I, 12.

S. 42: Ebd. I, 11.

S. 43: Ebd. II, 2.

S. 44: Der goldene Esel, 5.Gesang.

Die Gesetze

S. 45 : Vom Staate I, 3; ebd. I,1.

S. 46: Ebd. I, 3; ebd. I, 2; Vom Fürsten, 6.

S. 47: Vom Staate I, 25.

S. 48: Vom Fürsten, 5; Vom Staate I, 58.

S. 49: Ebd. 1,8.

Das Heer

S. 51: Die Kriegskunst, Vorrede; Vom Fürsten, 12.

S. 52: Vom Staate III, 31; Die Kriegskunst, Vorrede.

S. 53: Vom Staate II, 10.

S. 54: Ebd. I, 21; Die Kriegskunst I; ebd. VII; Flor.Gesch. V.

S. 55: Die Kriegskunst I;Flor. Gesch. VII; ebd. V; Vom Staate II, 26; ebd. III, 48; ebd. 11,27.

S. 56: Flor. Gesch. IV; Die Kriegskunst II; Vom Fürsten, 14; Vom Staate I, 30.

S. 57: Vom Staate III, 15; ebd. III, 11; ebd.; ebd. II, 9.

S. 58: Ebd. II, 14; ebd. II, 23; Die Kriegskunst VII; ebd. I.

S. 59: Ebd. IV; Vom Staate III, 40.

Das Vaterland

S. 60: Ob die Sprache...; Reform von Florenz.

S. 61: Flor. Gesch. III; Vom Fürsten, 26.

S. 62: Ebd.

S. 63: Die Kriegskunst VII.